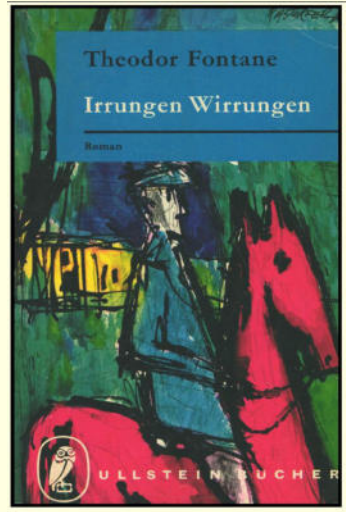
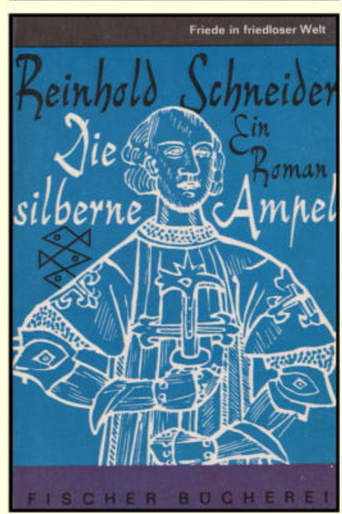
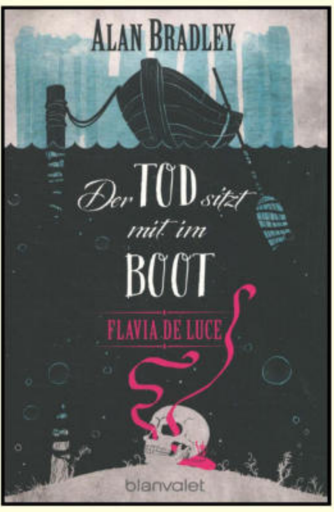
edfc









Fantasia 1209e

Aus der phantastischen Welt der Literatur



Fantasia 1209e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 48. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

Passau 2025-06

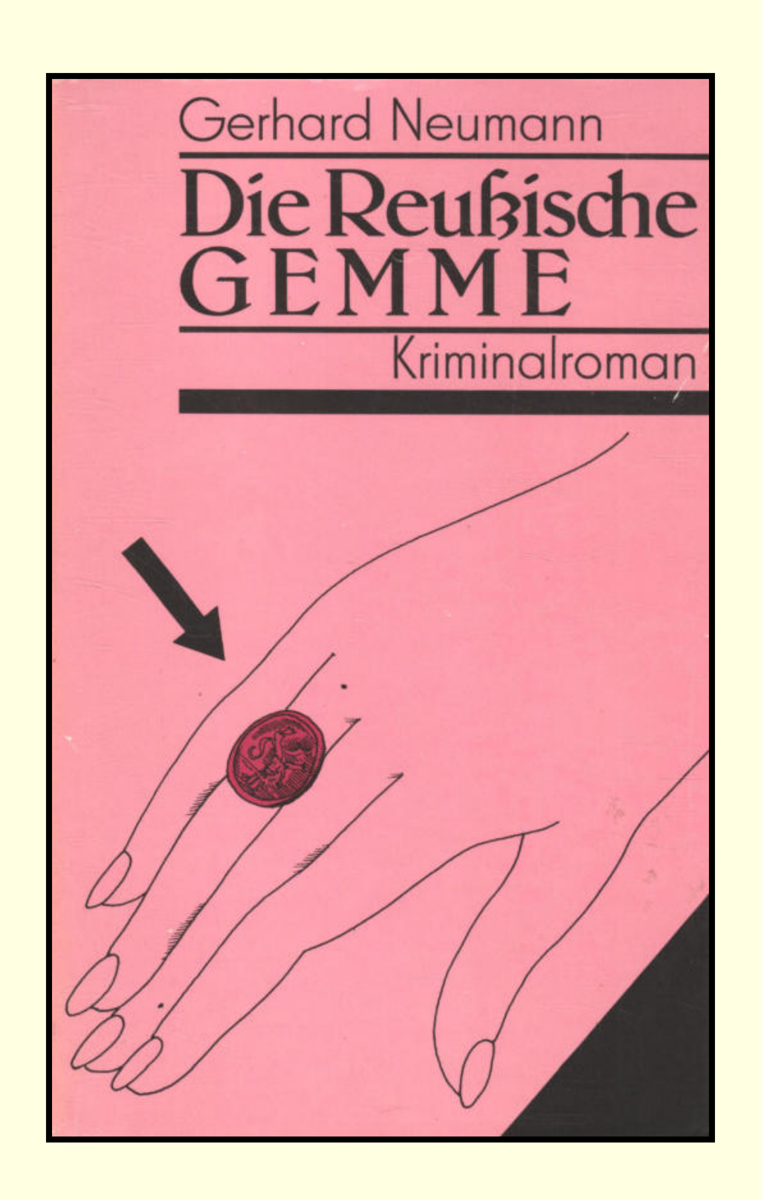
AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1209e – Magazin für Phantastik



edfc


Gerhard Neumann
Die Reußische
GEMME
Kriminalroman

Gerhard Neumann [1930–2002]

***Die Reußische Gemme* (1978)**
Buchclub 65 (HC 240 S./M 3,80)
Berlin 1980
Genre: Krimi

Ich krame wieder in meiner Aktentasche, fische wahllos ein paar Zettel heraus, stoße auf Anhieb auf den Namen Adriani. Wegen seiner Egmont-Inszenierung sitze ich hier im Zug. Sie hat heute an einem Berliner Theater Premiere. Ihn werde ich fragen, ob die Vorgänge von damals für ihn mehr gewesen sind als ein merkwürdiger Kriminalfall.

Auch Harry Czech werde ich fragen, der bestimmt wieder unter den Ehrengästen zu finden sein wird. Trotz seiner hohen Parteifunktion versäumt er ja – zum großen Neidwesen anderer Regisseure – keine Adriani-Premiere.

‚Adriani, Siegfried, 1. Spielleiter der Städtischen Bühnen', steht in steil gemalter Schrift auf dem Zettel, ‚gab an, nichts Sachdienliches aussagen zu können. Er habe den Ermordeten nur vom

> Ansehen gekannt und sei mit ihm am Abend nicht zusammengetroffen. Die abweisende Art Adrianis ärgerte mich, doch ließ ich es mir nicht anmerken.’ (S. 5f)

Der mittlerweile verstorbene Volkspolizist Rudi Zillgitt hat dem namenlosen Icherzähler eine Zettelsammlung über einen lange zurückliegenden Mordfall hinterlassen. So macht sich der Erzähler nun im Jahr 1978 auf nach Steinfurt, wo 1951 die Premiere eines seiner Stücke am dortigen Volkstheater stattfand, um Material für einen Roman über den Fall zu sammeln, wie es der Wunsch Zillgitts war.

Nach der Aufführung, die von Spielleiter Siegfried Adriani inszeniert wurde begab man sich in den Gasthof „Sonne“, um den Erfolg zu feiern. Dort hält ein Dr. Hopf eine nicht von allen Anwesenden als klug wahrgenommene Rede.

> „[…] er wolle uns keinen Essay über das Verständnis der Alten Sprachen halten, sondern zuvörderst mich zu meinem verheißungsvollen dramatischen Erst-

> ling beglückwünschen, an dem ihn besonders mein fortschreitendes Eindringen in die weise Lehre Stalins von der Nation freue, und sonach Siegfried Adriani zu seiner bedeutsamen Regieleistung gratulieren, in der verdienstvollerweise eine Beschäftigung mit den neuen Gedanken Bertolt Brechts zu verspüren sei, was allerdings auch seine fragwürdigen Seiten habe. (S. 10)

Und dann entdeckt der Erzähler einen Toten.

> Die nach oben halbrund auslaufende Glastür, die in den Wintergarten führte, war geschlossen. Ich drückte auf die blankpolierte Messingklinke und schob mich in das kleine Zimmer. Im Stimmungslicht der Wandlämpchen fiel mein erster Blick auf das mit Blattpflanzen überfüllte Blumenfenster. Dabei erfaßte ich im Vorbeihuschen, daß an keinem der beiden Tische jemand saß, daß es aber zwischen ihnen einen merkwürdigen, fast absurden Unterschied gab. Offenbar verlangte meine

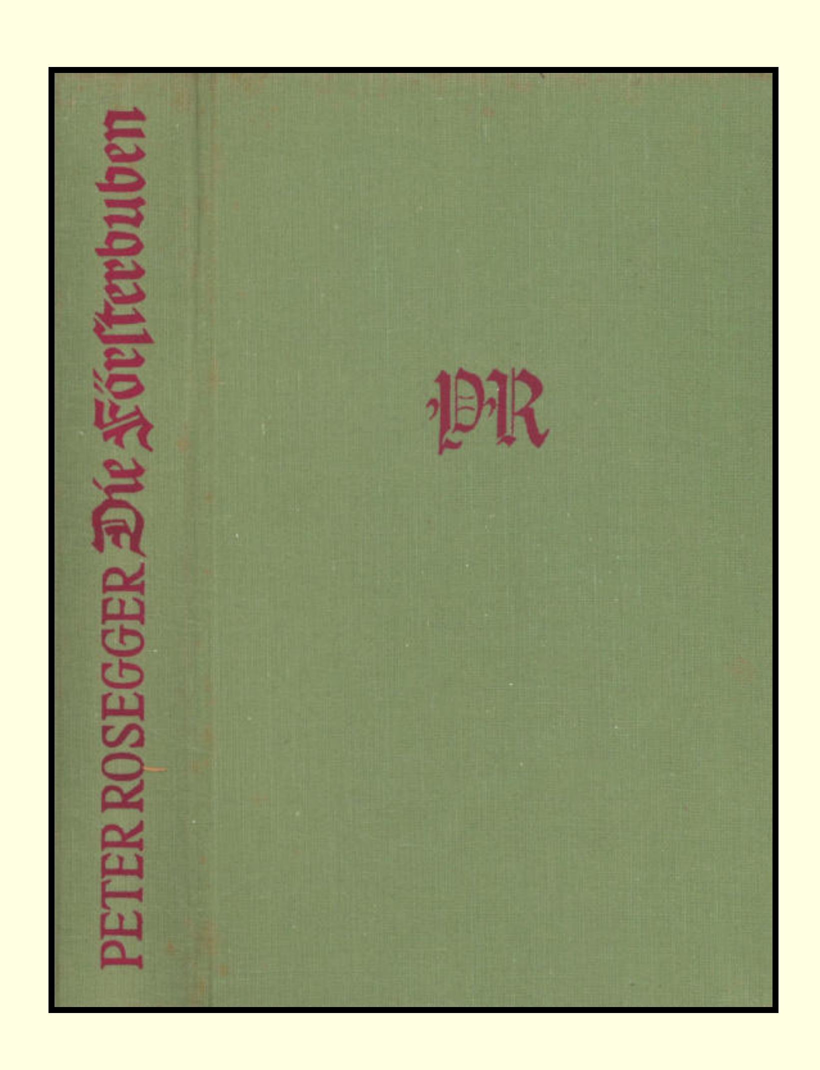
> Wahrnehmungskraft zuerst nach weiteren Informationen über diesen Unterschied, denn mein zweiter Blick belehrte mich, noch bevor ich irgend etwas bewußt denken konnte, daß der rechte der beiden ovalen Tische keine Tischdecke hatte und daß die weißlackierten geschwungenen Stühle, die ihn umstanden, in eine unnatürliche Unordnung geraten waren.
>
> Und dann sah ich Hermann Haldeweg am Boden liegen, mit angstvoll aufgerissenen starren Augen, die rechte Hand in die heruntergerissene Tischdecke verkrampft. Er rührte sich nicht, und ich war keinen Augenblick im Zweifel, daß er tot war. (S. 18f)

Der Fuhrunternehmen Hermann Haldeweg liegt tot in einem leeren Zimmer des Gasthofs. Die Volkspolizei wird gerufen und kommt zu dem Schluss, dass eine Fremdeinwirkung nicht auszuschließen ist.

Gerhard Neumann erzählt *Die Reußische Gemme* in einem anspruchsvollen, detailreichen Stil, wobei der Autor allerdings die Aufmerksamkeit des Lesers mit einer Fülle

an Informationen, die von diesem nicht unmittelbar als relevant erkennbar sind, beansprucht. Die damaligen Leser des Romans werden ohne Zweifel sehr viel mehr Bezüge zur Situation in der DDR erkannt haben, als das einem heutigen Westdeutschen möglich ist; vielleicht sind Figuren wie der oben zitierte Dr. Hopf direkte Anspielungen auf reale Personen. Jedenfalls zeigt *Die Reußische Gemme*, dass DDR-Romane gerne hintergründiger sind als ihre westlichen Pendants.

Die Konstruktion des Romans ist sehr raffiniert, denn Gerhard Neumann war selbst Theaterwissenschaftler, Intendant des Stassfurter Theaters und Drehbuchautor – er legt es also bewusst darauf an, dass man ihn mit dem Erzähler, der zugleich der Autor des Romans sein soll, identifiziert.


PETER ROSEGGER Die Försterbuben
PR

*Rosegger, Peter: Försterbuben

Peter Rosegger [Peter Roßegger, 1843–1918]

***Die Försterbuben. Ein Roman aus den steirischen Bergen* (1907)**
L. Staakmann (HC 280 S./DM 7,80)
Bamberg 1964, 234.–237. Tausend
Genre: Drama

Männer, Weiber, Kinder, Hunde aus der ganzen Umgebung, aus den Wäldern, Gräben und ferneren Ortschaften – alles durcheinander, singend, gröhlend, lachend, bellend – so wirbelt’s und trudert’s hinaus, über die lehmigen Felder hin gegen den Ruppersbacher Friedhof. Vor dem Tore desselben biegt der Zug ab in die bestrüppte Schlucht, alldorten ist aufgetan das Grab. Unter hohlem Gedröhne wird der Sarg hingestellt und der Pope hält die Grabrede:

„Königliche Hoheit, Prinz Karneval! Was du hast getrieben, das war ein Skandal! Aber komm doch bald wieder einmal. Wir werden dich nimmer vergessen. Bei dir haben wir gut getrunken

> und gegessen. Tanzende Mädeln hast uns gebracht, hast uns unterhalten Tag und Nacht, den Kopf hast uns schwer, die Taschen leichter gemacht. Aschen, Aschen! sonst haben wir heut nix mehr zu naschen. Fleischliche Hoheit so heißt es jetzt scheiden. Dein Denkmal steht beim Wirt auf der Tür mit der Kreiden. Rekiskart in bazi – wer's nit glaubt, den kratz ib.!" (S. 8f)

In dem kleinen steirischen Dorf Eustachen wird traditionell am Aschermittwoch Prinz Karneval mit großem Brimborium zu Grabe getragen. Den Pfarrer spielt dabei Michel Schwarzaug, der Wirt vom Gasthof „Zum Schwarzen Michel".

Des Weiteren machen wir die Bekanntschaft mit den beiden Brüdern Friedel, zwanzig Jahre alt, und Elias, fünfzehn. Sie sind die Söhne des Försters Paul Rufmann und seiner Frau Cäcilia, die bei der Geburt von Elias verstorben ist. Friedel ist Holzmesser von Beruf und ein Hallodri; der stark nach innen gewandte Elias besucht das Priesterseminar und wurde auf einen längeren Urlaub nach Hause geschickt, weil

es um seine Gesundheit nicht zum Besten steht.

Hier fragt gerade der Michelwirt den Förster, wie es um seine Buben steht.

„Im fünften Jahrgang ist er, gelt? Eh schon weit mit fünfzehn Jahren. Ich glaub alleweil, um solche Zeit lernt der Bub im Walde mehr, als in der Schulstuben."

„Kommt nur drauf an, was."

„Laß es drauf ankommen. Denk an, Rufmann, wie du selber vor etlichen zwanzig Jahren aus München bist in unsere Gegend kommen. Das war ein Krisperl! Nit fünf Groschen hätt einer geben für das bissei Forstadjunkten. Und 's andere! Wie oft hast mir's erzählt, daß du im Waldgebirg in einem halben Jahr mehr hättest gelernt als in drei Jahren der Stadtschul!"

„Ein Forstadjunkt. Das ist doch natürlich. Was soll aber ein Theologe im Wald lernen?"

„Die Natur, den Menschen! So ein geweihtes Bürscherl mit seiner papierenen Welt, das weiß ja gar nix, wenn es

herauskommt. Das hat nur Sünder und Engel und Teufel im Kopf – aber keinen Menschen, wie sie sind. Geh, laß dein Bübel kommen. Jetzt geht das Frühjahr an.“ (S. 27)

Das Forsthaus liegt in einem Hochtal, bewacht von dem Hund Waldl und umsorgt von der uralten, aber immer noch tüchtigen Haushälterin Sali. Hier begrüßt sie gerade den frühzeitig heimgekehrten Elias.

„Aber Jessas Mariassas Joselas!“ ruft sie aus. „Bist denn heut schon da ? Zum Samstag hat dich der Vater erwartet. Na, weil d’ nur da bist. Aber g’spitzt aus-schaun tust, Elerl! Ja was denn, was tut dir denn fehlen?“

„Ah, nix weiter. Bissei mattschlachtig“, gibt der Junge zur Antwort.

„Mattschlachtig sagst! Werden wir schon machen. Will dich schon aufpappein, aber heimbleiben mußt, nit gleich wieder fortlaufen. Das dumme Lernen da! Mag ‘s eh was nit ausstehn, das dumme Lernen. Geistlinger kannst ja so auch einer wer’n, wenn d’ nur

> fromm bist. Mit ‘m Lernen ist noch kein Mensch in den Himmel kommen. Aber, weil’s wahr ist! (S. 34)

Von seinem wenigen Geld hat Elias dem Friedel ein Geschenk mitgebracht, und zwar ein besonders schönes Taschenmesser.

> „Ein bissei was mitgebracht habe ich dir, Bruder.“
>
> „Was, Zigarren? O du goldener Kerl!“
>
> „Nein, Zigarren sind das nicht. Die Zigarrenraucher werden lauter Abbrändler, sagt unser Deutschprofessor, und können sich vorher nicht einmal assekurieren lassen.“
>
> „Raucht der Herr Professor nit?“
>
> „Nur schnupfen.“
>
> „Assekuriert?“
>
> „Geh weiter! Schau her da! Du hast nie einen Schnitzger im Sack.“
>
> Ein Taschenmesser wickelte er hervor, das hatte eine schimmernde Perlmutterschale und mehrere Klingen.
>
> „Und das gehört mein?“ rief der Friedel, die große funkelnde Stahlklinge

> gleich aufklappend. „Hat's auch einen Stoppelzieher ?“
>
> „'s ist eine Kapfenberger Klinge. Aber nicht zum Verlieren! Zum Behalten!“ (S. 37)

Friedel bringt den Elias dazu, mit ihm hinaus in die Berge zu gehen und mit anderen Buben im Schnee zu spielen, was dem kränkelnden Seminaristen sicher gut tun wird.

> Lustig begannen sie Schneemänner zu bauen, Schneebären, Schneehirschen, Ungetüme mit drei Hörnern, mit zwei Köpfen, mit aufgespreiteten Rachen, ein wüstes Geschlecht, das mitten in dem Gejohle der Väter lautlos dastand. Nun fiel plötzlich einem der Schneemänner der Kopf vom Leibe und kugelte sachte weiter, bis er liegen blieb.
>
> „Oho, Köpfel!“ rief der Friedel, „wenn man einmal was angeht, muß man nit faul werden und liegen bleiben. Weiter!“ Er begann den Ballen weiter zu wälzen und der wurde mit jeder Umdrehung größer, jetzt wie ein Zuber,

jetzt wie ein Faß, jetzt wie eine Heufuhre -und da wollte er Hegen bleiben, denn es war der Boden flach. Hei, wie die Jungen dranstürmten, wie zehn Hände hoben und schoben, um die Wucht weiter zu wälzen. Träge und schwer schlug sie über, einmal, zweimal zuerst langsam wachsend, immer wachsend, breiter und höher, ein massiger Riesenklumpen, wie ein Haus so groß, wie einer jener Felsklumpen, die sich bisweilen im Gewände loslösen, hinabdonnern, um unten auf grüner Wiese jahrtausendelang als ein Denkmal des Schreckens liegen zu bleiben. Nun kam das weiße, sich mit jedem Augenblicke vom Boden mächtiger sich mästende Ungeheuer an die Stelle, wo der Hang steiler wird, und nun wirbelte es hinab – hinab – und verschwand im Gestöber. Durch das stille Schneien drang ein dumpfes Dröhnen herauf.

„Jesus, das Haus!“ schrie grell die Stimme des Elias. „Das Haus ist hin!“ (S. 42)

Die Buben wälzen eine Schneekugel hangabwärts: Sie wird größer und größer und rollt am Ende unaufhaltsam auf das Forsthaus zu. Zum Glück erwischt es aber nur die Kapelle.

Bei nächsten Ausflug nimmt der Friedel den Elias zum Köhler mit, dem buckligen Bartel Krauthas, der nicht nur einen greisligen Schnaps brennt, den Schligerwitz, sondern sich auch auf mancherlei Zauberkunststückchen versteht. Viel Gutes kann beim Umgang mit einem solchen Mensche natürlich nicht herauskommen.

> Den Krauthasen fanden sie hoch auf einem der runden, rauchenden Meiler stehen, und mit einer Stoßkrücke die Lösche festpracken an Stellen, wo Feuer zum Vorschein kommen wollte. Der Köhler, ein schlanker, hagerer Mann, war über und über schwarz. Die schlotternde Zwilchhose, mit einem Strick festgebunden, war einmal grau gewesen. Die gestrickte Wollenjacke des Oberkörpers war einmal rot gewesen. Die Tuchmütze auf dem Kopfe war einmal blau gewesen. Jetzt alles schwarz.

> Im verrußten Gesichte das Weiß und die roten Ränder der Augen, da guckte aus dem Teufel der Mensch hervor.
>
> „Krauthas, steig herab und gib uns ein' Schligerwitz!“ rief der Friedel dem Köhler zu. Der torkelte gleich vom Meiler. „Junge, saubere Herren da ? Muß man wohl, muß man wohl gleich!“ Ein dünnes, fistelndes Stimmlein. Den Kopf neigte er schelmisch lauernd vor: das seine gewöhnliche Haltung; denn der Krauthas war „gnackbucklig“. (S. 47)

Bei einem Vaters-Sohn-Gespräch bekennt Elias schließlich, warum es ihm nicht so gut geht, und dass die Ursache eher im Geistigen als im Körperlichen liegt.

> „Aber im Seminar muß man grübeln, das ist es ja. In dem Buch ist alles so beschrieben und ausgeklügelt und bewiesen, wie eine Mathematikaufgabe. Einmal auf dem Spaziergang im Garten habe ich es dem Religionslehrer doch gesagt, da antwortete er: Rufmann, denke doch nicht immer, wie Gott ist, denke vielmehr, wie du sein sollst. Das hat mir

gefallen. Aber in der Religionsstunde ist immer so viel von den Beweisen Gottes und der Kirche die Rede und ich weiß nichts damit anzufangen. Je mehr mir Gott bewiesen wird, je fremder wird er. Ich hab's gar nicht gewußt, daß man an Gott zweifeln kann und bei diesen Beweisen ist mir der Zweifel erst gekommen. Und habe gesehen, die Kirche ist nur da, um immer zu sagen: Glaube, glaube! Gott ist, erstens weil, und zweitens weil und drittens weil. Und lauter so Gründe, die kein Leben haben. Und denkt man auf einmal: Wenn so viele Beweise und Versicherungen nötig sind, da ist er am Ende gar nicht. Und wenn man alle Tage hört, daß es Millionen und Millionen Ketzer gibt auf der Welt, die nicht an Gott glauben und nicht selig werden können. Und so ohne Liebe von ihnen die Rede ist und daß man mit ihnen nichts zu tun haben soll. Daß sie wohl auch an ihre Gottheiten glauben, die aber alle falsch sind. Und doch auch die Heiden ihren Glauben beweisen und sagen, daß es der einzig richtige wäre. Und haben auch die nicht

> den rechten Glauben, die sich ganz und strenge ans Evangelium halten, und haben die nicht den rechten Glauben, die in Gottvertrauen und Nächstenliebe und Sittsamkeit und Geduld leben: sie können nicht selig werden, wenn sie nicht auch alles andere glauben und tun, was die römisch-katholische Kirche verlangt. Immer nur diese Kirche und immer nur von dieser Kirche, und alles andere von der ganzen Welt ist nichts, nur diese eine Kirche, die fort und fort sagt: Glaube mir, nur mir, keinem andern und hieße er auch Christus." (S. 120f)

Das Seminar, so sagt Elias, sei dazu angetan, einem Christenmenschen den kindlichen Glauben auszutreiben mit seinen Lehren und Dogmen und Gottesbeweisen; und mit ein Hauptgrund sei, dass sich die römisch-katholische Kirche sogar über Christus selbst erhaben dünkt.

Während sich Elias in der Natur erholt, taucht beim Michelwirt ein Wanderer auf, der Frankfurter Nathan Böhme, vormals Professor und jetzt Vagabund, wie er selbst angibt. Ausgerechnet bei dem trinkfreudi-

gen Michel und seinen ebenso gesinnten Gästen predigt Böhme die Abstinenz.

Der Michelwirt widerspricht, höflich natürlich, wie man das bei einem zahlenden Gast macht, aber in der Nacht kommen ihm doch so seine Gedanken.

> Der Michelwirt aber mußte seinen Tag fortschleppen noch tief in die Nacht hinein. Dieser wich nicht aus dem Kopf. Auch vergangene Tage kamen herbei, wie hungrige Hunde und fraßen den Schlaf. Dem Michel war eingefallen, wie in Eustachen und Umkreis gar so viele Leute stürben, zumeist Männer in den besten Jahren. Seit einem Jahre der Franz am Brückl an einem Nierenleiden, der Oberhuter am Schlagfluß, der Siedelknecht an Leberentartung, der Schnellheißer und der Schuster-Hans haben auch an den Nieren was gehabt. Dem Fankelknecht ist das Hirn zergangen. Der Dämmerlschneider ist gar ins Wasser gefallen heimwegs in der Nacht. Das alles in kurzer Zeit. In früheren Jahren auch nicht viel anders. Auf dem Kirchhof Hügel an Hügel, eine lange

> Reihe, Männer und Männer in jungen Jahren. Die Weiber leben länger, die gehen nit so viel ins Wirtshaus! – Und nun kam es ihm vor, wo denn diese Leute ihren Tod geholt haben könnten ? Wohl gar in seinem Haus! Wenn er doch recht hätte, dieser Räsonierer! Wenn's halt richtig wahr wäre, das mit dem Alkohol! Man hört neuzeit öfter und öfter davon, daß geistige Getränke so schädlich sein sollen. Darum nur recht viel Wasser ins Faß!
>
> Dieser echte Gastwirtsgedanke hätte bei einem andern die grabenden Bedenken ertränkt, der Michel jedoch sah immer noch die Gräberreihe auf dem Kirchhof. (S. 131f)

Dass so viele gute Männer hier so früh gestorben sind, das hat schon etwas zu bedeuten.

Auch dem Elias setzt der Frankfurter Protestant zu.

> „[…] Ne, ne, Junge, du darfst nicht katholischer Priester werden. Du weißt nicht, was dir bevorsteht. Ich weiß es.

Ein einsames, glückloses Leben wartet deiner, ein elendes Knechteleben, ohne Freiheit und Freude, ohne Freund und Familie. Ganz das Werkzeug fremder, unfaßbarer Mächte. Merke auf: kein Mensch, nur Werkzeug, um die Menschheit vom Erdenglück loszureißen und ihr Phantome dafür zu bieten. Und was du tust, das wird nicht etwa Irrtum sein, sondern Betrug, denn du wirst sagen, was du nicht glaubst. – Junger Freund, noch ist es Zeit, rette dich zum Evangelium."

Da sagte Elias schon unsicher: „Ich bete jeden Tag zum göttlichen Heiland um Erleuchtung."

„Was heißt göttlicher Heiland!" rief Nathan Böhme barsch. „Das ist ein Ausdruck der Kirche. Glaube an den einzigen Gott, das steht in der Schrift. Zu Gott mußt du beten, nicht zu Jesus, der selbst bloß Mensch gewesen ist."

„Was haben Sie jetzt gesagt?" fuhr der Student auf. „Jesus bloß ein Mensch?"

„Die Wahrheit über alles."

„Die Wahrheit? Wo Sie vorher eben gelogen haben!" Mit Heftigkeit rief es

> Elias: „Haben Sie nicht gerade früher zu den Leuten anders geredet? Haben Sie ihnen nicht gesagt von der Erlösung durch Jesum Christum? – Die Heiligen, ja, die haben Sie schon dort an der Ach weggeworfen. Die Mutter Gottes haben Sie auch weggeworfen. Jetzt werfen Sie den Heiland weg und sagen, Sie glaubten allein an Gott. Und morgen werfen Sie Gott weg.“ (S. 160f)

Nathan Böhme, der ehemalige Professor, ist ein radikaler Protestant, der selbst unter Seinesgleichen nicht mehr gelitten ist. Er verwirft nicht nur diejenigen Dogmen, an die auch die Protestanten glauben, sondern leugnet sogar die Dreifaltigkeit: Jesus sei nur ein Mensch gewesen, sagt er. Elias wehrt sich mit allen Kräften gegen diese Einflüsterungen, denn wenn man seiner Meinung nach einen Teil des Glaubens nach dem anderen wegnimmt, bleibt am Ende gar nichts mehr übrig.

Elias sucht Rat beim Pfarrer.

> „Zum Beispiel gegen die Mutter Gottes hat er’s und ein Lutherischer ist er.“

„Nun, wenn er meint, unsere Mutter Gottes entbehren zu können, und wenn er an die heiligen Sakramente nicht glauben kann, so werden sie ihm auch nichts helfen. Denkst du nicht, Elias, daß solche Leute trotzdem gute Menschen sein können und auch ihre religiösen Schätze haben, die wieder wir nicht kennen und nicht verstehen? Wir können für die Irr- und Ungläubigen nur beten und sollen sie in Ruh' lassen, so lange sie uns in Ruh' lassen. Und wenn sie uns angreifen, so sollen wir nicht gleich zurückschlagen, sondern uns gutmütig verteidigen und durch ein vorbildliches Leben ihnen zu verstehen geben, daß wohl wir den richtigen Glauben haben. Denkst du nicht auch so, Elias?" (S. 165)

Der Pfarrer ist ein weiser Mann und sagt Elias, dass auch Leute, die an andere Dinge glauben, gute Menschen sein können.

Peter Rosegger erzählt in *Die Försterbuben* viel über das Leben, das Brauchtum und vor allem die Lieder der Steirer. Außerdem nutzt er den Roman, um durch den Mund

einiger Figuren seine Ansichten über kirchliche Lehre und ihre Dogmen anzubringen, ein in der damaligen Zeit recht kühnes Unternehmen.

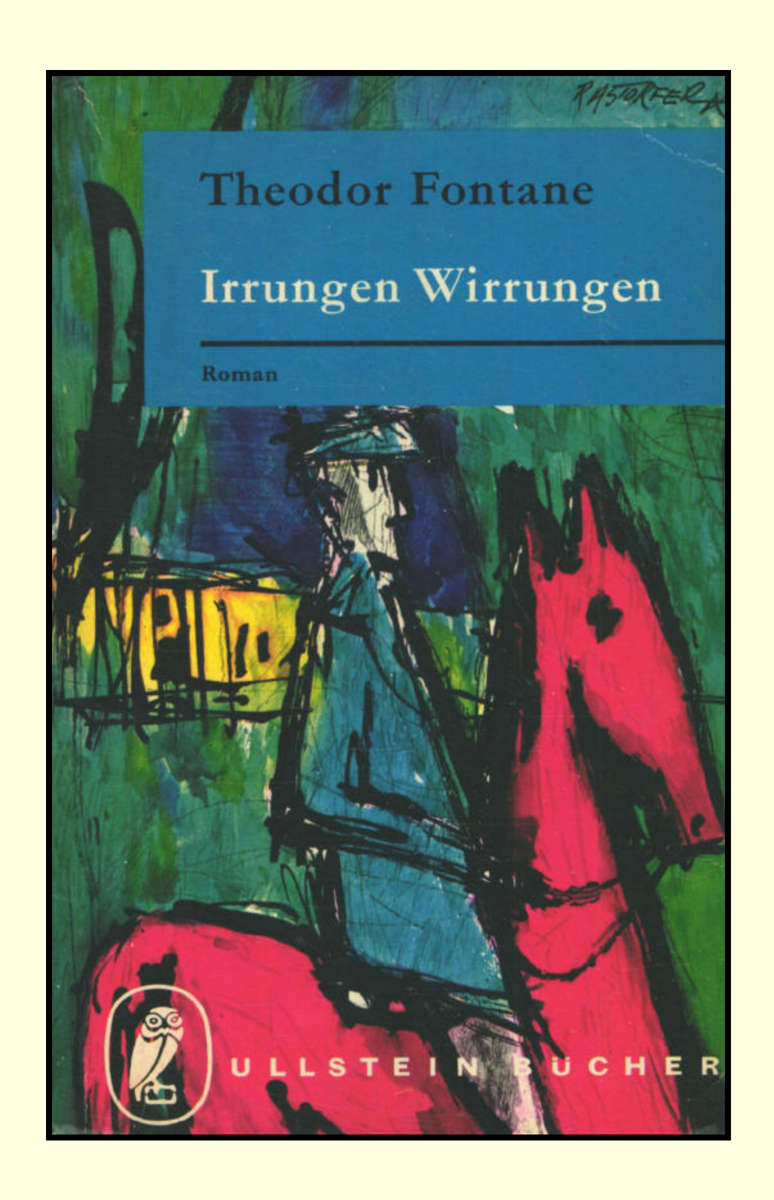
Vieles in dem Roman erklärt sich aus dem Lebenswerg des Autors: Rosegger war der Sohn eines armen Waldbauern. Er wurde von einem Lehrer, der wegen seiner demokratischen Anschauung seinen Beruf nicht ausüben durfte, unterrichtet. Danach zog Rosegger als Schneider von Hof zu Hof und lernte so viele Bräuche und Volkslieder kennen, die er später in seiner Werke einfließen ließ. Dank eines Stipendiums konnte er studieren und wurde schließlich ein erfolgreicher Schriftsteller.

Was die Handlung von *Die Försterbuben* angeht, so wird sie im letzten Drittel ausgesprochen dramatisch: Es kommt zu Mord und Totschlag; vier Menschen müssen ihr Leben lassen; vier Andere finden dafür ein wenig Glück auf dieser Welt.

Einerseits liest sich dieser Abschnitt ausgesprochen mitreißend, andererseits ist dem Autor aber die Wendung nicht wirklich geglückt, denn etliche Figuren ändern recht unmotiviert ihren Charakter und voll-

bringen Handlungen, die man ihnen aufgrund ihrer vorigen Beschreibung nicht zugetraut hätte.

Insgesamt ist aber *Die Försterbuben* ein wundervolles, hervorragend erzähltes Stück Literatur, das sich heute ebenso faszinierend liest wie zur Zeit der Erstveröffentlichung. Bemerkenswert sind auch die vielen authentischen Volkslieder, die Rosegger in seiner Zeit als Wanderschneider gehört hatte und die er vor allem die Sangesbrüder Wirt und Förster vortragen lässt.


Theodor Fontane
Irrungen Wirrungen
Roman
ULLSTEIN BÜCHER

*Fontane, Theodor: Irrungen Wirrungen

Theodor Fontane [Heinrich Theodor Fontane, 1819–1898]
Irrungen Wirrungen
(Irrungen, Wirrungen. Berliner Roman, 1888)
Ullstein 00 089 (TB 174 S./DM xx)
West-Berlin 1963
Genre: Drama

> „[…] Und wie steht es denn?“
> „Ja, wie soll es stehn? Ich glaube, sie denkt so was, wenn sie’s auch nicht wahrhaben will, und bildet sich was ein.“
> „O du meine Güte“, sagte Frau Dörr, während sie statt der ihr angebotenen Fußbank einen etwas höheren Schemel heranschob. „O du meine Güte, denn is es schlimm. Immer wenn das Einbilden anfängt, fängt auch das Schlimme an. Das is wie Amen in der Kirche. Sehen Sie, liebe Frau Nimptsch, mit mir war es ja eigentlich ebenso; man bloß nichts von Einbildung. Und bloß darum war es auch wieder ganz anders.“ (S. 7)

Die alte Frau Nimptsch lebt um das Jahr 1875 mit ihrer jungen Pflegetochter Lene in einem Häuschen auf dem Gelände der Gärtnerei Dörr am Rande Berlins. Hier unterhalten sich gerade Frau Dörr und Frau Nimptsch über Lene, die offenbar eine Liebesbeziehung hat, die nach Meinung der beiden Frauen zu nichts Gutem führen wird.

Eben sieht Frau Dörr das Liebespaar nahen.

> „Gott, da kommen sie. Und bloß in Zivil un Rock un Hose ganz egal. Aber man sieht es doch! Und nu sagt er ihr was ins Ohr, und sie lacht vor sich hin. Aber ganz rot is sie geworden … Und nu geht er. Und nu … wahrhaftig, ich glaube, er dreht noch mal um. Nei, nei, er grüßt bloß noch mal, und sie wirft ihm Kußfinger zu … Ja, das glaub ich; so was laß ich mir gefallen … Nei, so war meiner nich.“ (S. 8)

Die Frau Dörr ist an sich eine herzensgute Person, aber sie redet ohne Punkt und Komma, und oft klingt das, was aus ihr

hervorsprudelt, nicht wirklich einleuchtend. Hier will sie andeuten, dass sie selbst auch einmal eine Beziehung zu einem höhergestellten Mann hatte. Wie wir später erfahren, war sie sich von Anfang an darüber im Klaren, dass dieses Verhältnis nicht von Dauer sein konnte, aber sie hat es genossen, so lange es währte. Ihr Gatte Dörr, ein recht sparsamer, geistig etwas unbeweglicher aber verträglicher Mann, weiß von dieser Affäre, nimmt sie aber als vergessen und vergeben hin.

Was Frau Dörr nun befürchtet, ist, dass sich Lene Illusionen hingibt, was ihre Zukunft mit Botho Freiherr von Rienäcker, Premierleutnant im Kaiser-Kürassier-Regiment, angeht. Aber Lene ist ebenso Realistin wie Frau Dörr und hat sich bereits auf ein baldiges Ende der Liebschaft eingestellt; wer partout nicht wahrhaben will, dass seine Liebe zu Lene nicht ewig dauern kann, das ist vielmehr Botho.

Hier versucht Lene, aus dem Charakter von Botho auf den seiner Mutter – der Vater ist verstorben – zu schließen.

„[…] Und nun sage mir noch etwas über den Charakter meiner Mutter. Aber rate besser.“

„Ich denke mir, sie ist sehr besorgt um das Glück ihrer Kinder.“

„Getroffen …“

„… Und daß all ihre Kinder reiche, das heißt sehr reiche Partien machen. Und ich weiß auch, wen sie für dich in Bereitschaft hält.“

„Eine Unglückliche, die du …“

„Wie du mich verkennst. Glaube mir, daß ich dich habe, diese Stunde habe, das ist mein Glück. Was daraus wird, das kümmert mich nicht. Eines Tages bist du weggeflogen …“ – Er schüttelte den Kopf.

„Schüttle nicht den Kopf; es ist so, wie ich sage. Du liebst mich und bist mir treu, wenigstens bin ich in meiner Liebe kindisch und eitel genug, es mir einzubilden. Aber wegfliegen wirst du, das seh ich klar und gewiß. Du wirst es müssen. Es heißt immer, die Liebe mache blind, aber sie macht auch hell und fernsichtig.“ (S. 33)

Und tatsächlich taucht schon nach wenigen Tagen Bothos Onkel Kurt Anton von Osten, der Bruder seiner Mutter, in Berlin auf und drängt Botho, sich baldigst mit seiner Kusine Käthe Sellenthin zu verheiraten, der er schon seit vielen Jahren versprochen ist. Es steht nämlich um die Finanzen der Familie Rienäcker nicht zum besten, da der Vater den größten Teil des Vermögen durchgebracht hat; auch Botho verbraucht pro Jahr mehr, als seine wenigen verbliebenen Güter noch an Einkünften bringen. Nur die Heirat mit einer reichen Erbin, und eine solche ist Käthe, kann die Rienäckers retten.

Irrungen Wirrungen ist eine faszinierende Milieuschilderung, die von Theodor Fontanes herausregender Charakterisierung der Figuren lebt. Dabei verzichtet der Autor weitgehend darauf, die Personen aus seiner Sicht zu schildern, sondern er lässt sie für sich selbst sprechen, wodurch sie ihre Eigenschaften klar und eindringlich bloßlegen.

Käthe beispielsweise, die Botho schließlich heiratet, ist hübsch, intelligent und gewandt; sie ist immerzu gut aufgelegt und hat eine Neigung, fortwährend über Be-

langlosigkeiten zu plaudern. Eigentlich wäre Käthe die ideale Ergänzung für den eher schwermütigen Botho, aber seine wirkliche Seelenverwandte, mit der er sich auch ohne Worte verstand, war eben Lene, die er auch nach Jahren nicht vergessen kann. Ob sich Lene mit der Trennung wirklich so gut angefunden hat, wie sie vorher behauptet hat, das erfahren wir nicht, aber es ist zu vermuten, dass sie ebenso gelitten hat wie Botho, doch mit besserer Unterdrückung ihrer Gefühle. Immerhin heiratet auch sie am Ende, und zwar einen braven, tüchtigen Mann, der ihr ihr Abenteuer mit Botho nicht nachträgt, sondern der vielmehr ihre Ehrlichkeit schätzt.

In einigen Passagen wagt sich Theodor Fontane weit vor: So lässt er zum Beispiel den Onkel harsche, von Botho unwidersprochene Kritik an Bismarck tätigen, die sich allem Anschein nach mit der Ansicht des Autors deckt. An einer anderen Stelle verbringen Botho und Lene eine Nacht in einem gemeinsamen Zimmer in einem Gasthof; was dort geschieht, verschweigt der Autor zwar, aber für die damalige Zeit war das eine gewagte Schilderung.

Am deutlichsten wird Fontanes Kritik an der Doppelmoral seiner Zeit bei einem Gespräch zweier Kameraden Bothos, dessen Ehe auch nach mehreren Jahren kinderlos geblieben ist. Käthe will nun ein bekanntes Kurbad aufsuchen, das schon etlichen kinderlosen Frauen geholfen hat.

> „Und was sie nur in Schwalbach oder Schlangenbad soll?“ fuhr Serge fort. „Es hilft doch nichts. Und wenn es hilft, ist es meist eine sehr sonderbare Hilfe.“ (S. 127)

Gideon Franke schließlich, Magdalenes späterer Ehemann, ist ein harscher Kritiker der kirchlichen Moralvorstellungen. So nimmt es auch nicht Wunder, dass der Roman bei seiner Erstveröffentlichung 1887 in der *Vossischen Zeitung* auf heftigste Kritik stieß.


ALAN BRADLEY
Der TOD sitzt mit im BOOT
FLAVIA DE LUCE
blanvalet

*Bradley, Alan: Tod sitzt mit im Boot

Alan Bradley [1938–]
Flavia de Luce 9: Der Tod sitzt mit im Boot
***(The Grave's a Fine and Private Place,* 2018)**
Blanvalet 0080 (TB 352 S./€ 10,99)
München 2020
Aus dem kanadischen Englisch von Gerald Jung und Katharina Orgaß
Genre: Krimi

Ich liege auf dem Sterbebett. Wieder einmal.

Ich habe getan, was in meiner Macht stand, um weiterzuleben, aber es gibt Grenzen dessen, was ein Mensch ertragen kann.

Von schmerzlichen Erinnerungen überwältigt, drehe ich das Gesicht zur Wand.

Vater war an Weihnachten unerwartet gestorben. Sein Tod hatte eine Lücke gerissen, die nie mehr geschlossen werden würde – nein, nie mehr geschlossen werden konnte. Letztendlich war er, in welcher Weise auch immer, der Klebstoff gewesen, der uns alle zusammen-

gehalten hatte, und nach seinem Tod waren meine Schwestern und ich, die wir ohnehin noch nie sonderlich gut miteinander ausgekommen waren, auf unerklärliche Weise zu erbitterten Todfeindinnen geworden.

Jede von uns wollte in ihrer Verzweiflung über die anderen bestimmen und so womöglich ihr zerrüttetes Leben wieder in den Griff bekommen. Wir gerieten bei jeder sich bietenden Gelegenheit aneinander. (S. 9)

I am on my deathbed.

Again.

Although I have done everything in my power to survive, it has not been enough. A human being can only bear so much.

I turn my face to the wall in bitter remembrance.

Father had died suddenly at Christmas, leaving a colossal vacuum which we quickly realized would never—*could* never—be filled. In some strange way, he had been the secret glue which held us all together, and with his passing my

> sisters and I, never friends at the best of times, had now—and quite inexplicably—become the most deadly of mortal enemies. Each of us, wanting desperately to be in charge—to gain some control over her shattered life—found herself at odds with the others at every turn. Words and crockery were thrown with equal carelessness. It didn't seem to matter much who was hit.

Das Unvorstellbare hat sich im überschuldeten englischen Herrensitz Buckshaw bei Bishop's Lacey ereignet: Haviland de Luce, der verwitwete Vater der drei Töchter Ophelia, Daphne und Flavia, ist anno 1952 unerwartet verstorben. Tante Felicity, eine äußerst resolute Person, reist aus London an, um sich der minderjährigen Mädchen anzunehmen.

> Sie bestand darauf, Buckshaw unverzüglich zu verkaufen, auch wenn das Anwesen jetzt nach Recht und Gesetz mir gehörte. Feely wiederum sollte sofort (oder doch wenigstens so rasch wie irgend möglich) ihren Verlobten Dieter

> Schrantz heiraten, sobald die angemessene Trauerzeit verstrichen war.
>
> Daffy sollte nach Oxford gehen und Englisch studieren. (S. 11)

> Buckshaw was to be sold at once, Aunt Felicity insisted, even though in law it was mine to do with as I pleased. Feely was to be married off to her fiance, Dieter Schrantz, with all haste—or at least as quickly as possible—as soon as a respectable period of mourning had been observed.
>
> Daffy would be sent up to Oxford to read English.

Arthur W. Dogger, der treue Diener und Kriegskamerad des Verstorbenen soll ebenso wie die brave Haushälterin Mrs. Mullet schlichtweg entlassen werden; das Herrenhaus, das eigentlich die jüngste Tochter Flavia geerbt hat, will die Tante verkaufen; Daphne soll studieren; die elfjährige Flavia soll zur Tante nach London ziehen; und Ophelia, die Älteste, wird nach Ablauf der Trauerfrist ihren geliebten Dieter Schrantz heiraten.

Vaters jäher Tod hatte unsere Familie in eine Art Schockstarre versetzt, was, so vermute ich, auch damit zu tun hatte, dass wir de Luces von Natur aus unfähig sind, unserem Kummer Ausdruck zu verleihen.

Einzig Dogger war zusammengebrochen. In der ersten Nacht hatte er so schauerlich geheult wie ein Hund bei Vollmond und war in den folgenden Tagen teilnahmslos und nicht ansprechbar gewesen.

Es war herzzerreißend. (S. 14)

Father's sudden and unexpected death had knocked our family into a kind of coma, brought on, I believe, by the fact that we de Luces are constitutionally incapable of expressing our grief.

Only Dogger had broken down, howling like a dog in the night, then silent and impassive in the long and tortured days that followed.

It was pitiful.

Ursprünglich beabsichtigt Flavia, sich mit Gift melodramatisch den Tod zu geben,

aber die äußeren, wenig ästhetischen Umstände eines solchen Dahinscheidens lassen es ihr geraten sein, es doch noch einmal mit dem Leben zu versuchen.

Bevor die Familie auseinandergerissen wird, genehmigt Tante Felicity noch eine Bootsfahrt auf der Themse, an der die drei Waisen zusammen mit Dogger teilnehmen dürfen.

> Ich hatte noch nie einen Fisch seziert, aber es konnte auch nicht viel schwerer sein, als beim Frühstück die Räucherheringe zu filetieren.
>
> Ich seufzte genießerisch und ließ die Hand träge ins Wasser hängen.
>
> Als etwas meine Finger streifte, packte ich instinktiv zu.
>
> War das ein Fisch? Hatte ich allen Ernstes mit bloßer Hand einen Fisch gefangen?
>
> Hatte ein minderbemittelter Barsch oder Hecht meine Finger für etwas Fressbares gehalten?
>
> Weil ich die Gelegenheit, als „Angelhaken-Flavia" in die Geschichte einzugehen, auf keinen Fall verpassen wollte,

hielt ich meine Beute eisern fest und bohrte die Finger so tief hinein, bis ich harte Gräten spürte. Dieser Fang würde mir nicht durch die Lappen gehen! (S. 23)

I had never actually performed an autopsy on a fish, but it couldn't be all that different from dissecting bloaters at the breakfast table.

I sighed with pleasure and let my hand dangle languidly over the side.

Something touched it. Something grazed against my fingers and I instinctively made a grab.

Was it a fish? Could I possibly have caught a fish by hand?

Had some dim-witted chub or stupid pike mistaken my trailing fingers for a bit of floating food?

Not wanting to lose the opportunity to go down in history as „Fishhook Flavia/' I hung on for dear life, hooking my fingertips firmly behind the hard ridge of bone I could now so easily feel. I planted my thumb for a firmer grip.

> This catch was not going to become „the one that got away.“

Flavia, die eine besondere Vorliebe für Chemie, Gifte, Morde und Sektionen hat, freut sich, als sie an ihrer Hand, die sie ins Wasser hält, einen Fisch zu spüren glaubt.

> Ich zog meinen Fang zu mir heran.
>
> Er lag zwar verkehrt herum im Wasser, aber jetzt konnte ich ihn gut erkennen.
>
> Es war ein menschlicher Kopf… mit einem Körper dran.
>
> Ich hatte die Finger in den offenen Mund der Leiche gekrallt, gleich hinter die Schneidezähne.
>
> „Ah, Dogger…“, sagte ich, „…ich glaube, wir rudern lieber zum Steg rüber.“ (S. 24)

> I hauled it in for closer inspection.
>
> Although the object was upside down, it was now easily recognizable.
>
> It was a human head—and attached to it was a human body.

> My fingers were inserted firmly in the corpse's open mouth, locked behind its upper teeth.
>
> „We'd best make for the pier, Dogger," I said.

Das Herz unserer Amateur-Detektivin schlägt höher, als sie feststellt, dass sie nicht die Schuppen eines Fisches, sondern das Gebiss eines toten Menschen – inklusive gesamten dranhängenden Körper – in der Hand hält.

Sogleich beweist Flavia ihren Spürsinn und analysiert, dass die Wasserleiche einen Bluterguss am Hinterkopf hat, also allem Anschein nach gemeuchelt wurde. Außerdem riechen die Augen nach Marzipan, was auf eine Zyankali-Vergiftung hindeutet – offenbar wollte der Mörder auf Nummer sicher gehen. Und als ob das noch nicht genügt, riecht die Haut nach Paraldehyd, einem starken Schlafmittel. Seltsam ist zudem, dass der Tote wie eine Figur aus einem alten Schauspiel gekleidet ist. Zu Flavias Erstaunen beweist im Verlauf ihrer Ermittlungen, bei denen sie von der Polizei nur behindert wird, der gute alte Dogger

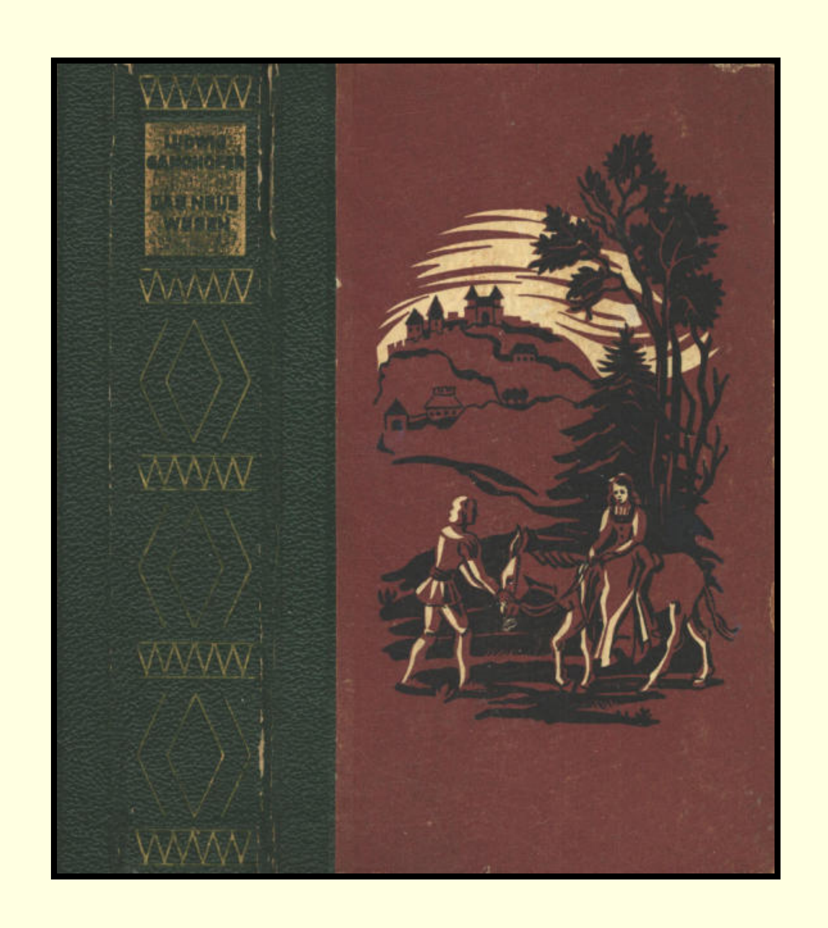
einen unerwarteten detektivischen Spürsinn.

Auch *Der Tod sitzt mit im Boot*, die neunte Folge der Krimiabenteuer der kaltblütigen Flavia de Luce, ist wieder ausnehmend unterhaltsam. Alan Bradley hat sich größte Mühe gegeben, nicht nur ironisch-witzig zu erzählen, sondern nahezu in jedem Kapitel neue erstaunliche Fakten über diesen Kriminalfall aufzudecken, bis der Leser Mühe hat, noch den Überblick zu bewahren. Die Auflösung leidet bedauerlicherweise ein wenig darunter, dass das Motiv des Mörders ein wenig schwach ist – aber das ist dem Zwang geschuldet, seine Identität bis zum Ende geheim zu halten, denn ein starkes Motiv hätte ihn sogleich entlarvt.

Der Originaltitel folgt einem Vers von Andrew Marvell (1621–1678):

> The grave's a fine and private place,
> But none, I think, do there embrace.

aus dem Gedicht „To His Coy Mistress", in dem er seiner Angebeteten nahelegt, sich ihm noch zu Lebzeiten hinzugeben.



*Ganghofer, Ludwig: Neue Wesen

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]
***Das neue Wesen. Roman aus dem 16. Jahrhundert* (1902)**
Deutsche Buchgemeinschaft
(HC 292 S./S 28,00)
Wien 1956
Genre: Historischer Roman

> Da klang der schwebende Hall einer großen Glocke. Auf dem Turm des Münsters läutete man zur Wandlung. Als die große Glocke verstummte, begann eine kleinere zu läuten, die Glocke der Pfarrkirche. Sie hatte bescheiden warten müssen, bis auf dem Münsterturm die erzene Herrenstimme ihr letztes Wort gesprochen hatte. Auf dem Gottestisch, vor dem die Bürger und Bauern beteten, durfte das Brot nicht in Christi Leib verwandelt werden, bevor das heilige Wunder sich nicht vollzogen hatte auf dem goldgezierten Altar der adeligen Chorherren.

Wieder die träumende Sonnenstille. Und plötzlich zwei laute Männerstimmen und das Geschrei eines Weibes: „Auf Ehr und Seligkeit, es ist nur ein Kitzbraten! Um Christi Barmherzigkeit, so lasset mir doch das Bröckl Fleisch!“

Aus enger Gasse kamen zwei Kirchenwächter in scheckiger Kleidung. Der eine trug eine Pfanne mit rauchendem Braten, der andere wehrte mit dem Hellebardenschaft die ärmlich gekleidete Frau zurück, die immer die Hände nach der Pfanne streckte, mit angstverzerrtem Gesicht, als hätte man ihr den kostbarsten Schatz der Welt aus dem Hause geholt. Sie war noch jung, aber Gram und Entbehrung hatten ihre Züge schon gezeichnet. Ganz heiser war sie vom Schreien geworden. „So lasset mir doch das Bröckl Kitzbraten!“

Der Wächter drängte sie gegen den Brunnen. „Lüg nit! Wildbret ist’s! Und wer’s gestohlen hat? Da soll dich einer fragen, der mit eisernem Züngel redet!“

„Ein Kitzbraten“, lallte das Weib, „ein Kitzbraten!“

> „So? Und wär's einer, so müßt man erst fragen, ob's allweil einer gewesen ist. Es war nit das erstmal, daß eine mit Teufelshilf einen Kitzbraten aus dem Wildbret macht.“ (S. 6f)

Wir befinden uns in Berchtesgaden im Jahr 1524. Das Land ist reichsunmittelbar und untersteht dem Fürstprobst Wolfram von Liebenberg (Wolfgang I. Lenberger, regiert 1523–1541) der Augustiner Chorherren. Diese adeligen Mönche machen sich ein gutes Leben auf Kosten der Bauern, die sie nach Kräften auspressen; und die Reisigen der Augustiner tun es ihren Herren freudig nach.

Die Ruefin ist außer sich, weil sie für ihren kranken Mann mit ihrem letzten Geld einen Kitzbraten erstanden hat, damit er wieder gesund wird – und die Kirchenwächter haben ihn als Wildbret beschlagnahmt und essen ihn frohgemut auf. Ein Fremder, seiner Sprache nach aus Schwaben stammend, stachelt die Ruefin auf.

> „[…] Tät dich oiner fragen um mich, so hascht mich nie gesehen und kennst

> mich nimmer. Und wann den „Weckauf hörst, du dorets „Weible“ die – Augen des Bauern funkelten, und ein Zug von grausamer Wildheit schnitt sich um den harten Mund –, „so koch koi’ Müesle nimmer! Schlag zu und beiß und brenn und stich! Hilf zum Koinrat, und der Koinrat hilft zu dir!“ (S. 9)

Der Fremde nennt sich Sebastian Häfele und will ein Salzsäumer sein, aber in Wirklichkeit heißt er Joß Friz (Jodocus Fritz, 1470–1525) und ist ein Werber der Bundschuh-Bewegung, auch „Koinrat“ nach „Keinen anderen Rat mehr wissend“ genannt, aus Oberschwaben.

> Der Fremde zog die triefende Faust aus dem Brunnen und schleuderte die Tropfen gegen das Kirchentor. „Wasser ischt oft schon Fuier worde! Gebet acht!“ Und wieder war sein Gesicht ein anderes, als er hinüberschritt zum Münster und den Kopf entblößte.

> Ein Armbruster betrachtete ihn mit verdutzten Augen. „Rammel, was willst?“
>
> „Suchen, wo Gott ischt.“
>
> „Such, wo der deinig haust! In der Leutkirch! Die steht da draußen.“ Der Armbruster wies dem Schwaben mit einem derben Puff den Weg zum anderen Tor des Klosterhofes und sagte zu seinem buntscheckigen Kameraden: „So ein Jauchbruder! Hätt seine Stinkseel misten mögen in der Herrenkirch!“ (S. 13)

Der Fremde kommt gerade zur Zeit des Zinsens an.

> Entlang der Mauer des Zehenthauses glich der Platz einem kleinen Jahrmarkt ohne Menschen. Da standen plumpgezimmerte „Wagen, vor denen die Ochsen und Saumtiere schläfrig die Köpfe hängen ließen. In langer Reihe waren die zweirädrigen Handkarren und die beladenen Kraxen aneinandergerückt, auf denen die Bergbauern ihren Zins und Zehent von den hochgelegenen Hö-

fen heruntergebracht hatten, als sie zur Kirche gingen. So heilig war der Sonntag nicht, daß der Bauer, der unter der Woche schaffen mußte, nicht hätte zinsen und steuern dürfen, wenn das „Ite missa est“ gesungen war. Diese Wagen, Karren und Kraxen standen mit allem beladen, was die Erde des Landes gab und was der Fleiß der schwieligen Männer- und Weiberfäuste zustande brachte. Da waren Hafersäcke und Bündel von Wildheu, Kufen mit eingesalzenem Kraut, Speck und Rauchfleisch, Drechslerwaren und geschnitzter Hausrat, Körbe mit Käslaiben und Eiern, Käfige mit Hühnern und Tauben, Rollen von Hausloden und Leinwand, Scbmalztöpfe und Butterballen, die man zum Schutz gegen die Sonne in nasse, halbverwelkte Lattichblätter gehüllt hatte. An die Wagen waren junge Kälber angebunden, die traurig blökten, und auf den Karren lagen gesprenkelte Ferkel, welche quieksten, mit den gefesselten Beinchen zappelten und die Köpfe aus dem Stroh zu erheben suchten.

So war es auf dem Kirchplatz jeden Sonntag, jahraus, jahrein. Michelstag und Lichtmeß waren wohl die großen Steuertage. Doch der Bauer hatte zahlende Arbeit das ganze Jahr, bis er alles herbeischleppte, was er seinen Herren schuldete: den Leibzins und den Todfall, die Liebsteuer und das Freudengeld, die Hals- und Weidhühner, den großen und den kleinen Zehent, den Bubenzins und die Blutsteuer, den gerneinen Pfennig und alle die anderen außergewöhnlichen Abgaben. Hatte er heute gezahlt, so wußte er nicht, was morgen sein Herr von ihm begehren würde. Bei jeder unnützen Fehde, bei jedem Besuch von Höfen oder Fürstentagen, bei jeder Heirat, für die der Propst eine Schwester oder eine verblühte Freundin auszustatten hatte, bei der Erhebung der Domizelli zu Kapitularen, bei des Pröpsten Tod und bei des Pröpsten Wiederwahl, immer mußte der Bauer steuern und fronen. Teuer war das Geborenwerden, teuer das Leben und am teuersten der Tod.

> Wo die Wagen zu Ende waren, standen Bretter- und Leinwandbuden aufgeschlagen, die Waren mit Tüchern überdeckt. Nur eine dieser Buden schien eines solchen Schutzes nicht zu bedürfen; sie war geschützt durch die Heiligkeit ihres Krames: geweihte Amulette und Reliquienkapseln, wächserne und holzgeschnitzte Heiligenfiguren, Votivtäfeichen und Weihgeschenke, Ablaßbriefe, fromme Wegzettelein und Himmelsleitern. An Schnüren hingen mit Holzschnitten geschmückte Blätter, die sich im Morgenwinde sacht bewegten: Flugschriften wider die bösen Prädikanten, so das gute Volk verführen, und wider den verhöllten Wittenberger. (S. 13f)

Der verhöllte Wittenberger, gegen den hier pamphletiert wird, das ist Martin Luther (Martin Luder, 1483–1546), der zu dieser Zeit als Vogelfreier nicht nur für die reine Lehre des Evangeliums wirbt, sondern auch gegen die Ausbeutung der Bauern predigt.

Nun lernen wir eine arme Bergbauernfamilie kennen, die aus dem alten Witting, seiner Tochter Marelen genannt Lenli und

seinem Sohn Juliander genannt Julei besteht. Die Lenli ist mit dem Stöckl-Joseph verlobt, und wenn die Beiden die Gebühren für das Kloster aufbringen können, dann dürfen sie auch heiraten und einen eigenen Hausstand gründen.

Der Fremde wirbt unterdessen, wo er nur kann.

> Der Schwabe stand wieder beim Kirchtor. Unter den Leuten sah er einen, der ärmlich gekleidet war und eine verstümmelte Hand hatte, an der die Schwurfinger fehlten. Langsam ging der Fremde hinter diesem Manne her und flüsterte ihm über die Schulter zu, „Koinratsbruder, was isch das für ein nuies Wesen?“
>
> Dunkel stieg dem Verstümmelten das Blut in die Stirne, während er den Schwaben betrachtete und durch die geschlossenen Zähne die Antwort zischelte: „Wir müssen von Herren und Pfaffen genesen!“
>
> Der Schwabe nickte. „Ich geh mit dir.“ (S. 20f)

Der neue Geselle kennt die Parole der Koinratsbrüder: Auf die Frage, „Was ist das für ein neues Wesen?“, ist zu antworten, „Wir müssen von Herren und Pfaffen genesen!“ Es ist offensichtlich, dass hier zum Aufstand gegen die Obrigkeit, zur Revolution aufgerufen wird.

Zwischendurch hat der Julei die Gelegenheit, die hübsche junge Morella, genannt Räppl, aus einer Bredouille zu retten. Morella ist die Tochter des Herrn Lenhard von Thurner, der den von Berchtesgaden an Salzburg verpfändeten Schellenberger Landstrich verwaltet. Wie es scheint, sind sich die beiden jungen Leute trotz ihres Standesunterschiedes zugetan.

Unterdessen hält der Joß Friz, der sich den Eingeweihten mit seinem richtigen Namen zu erkennen gegeben hat, beim Bergbauern Dürrlechner eine Versammlung ab.

> Neben dem Schmiedhannes, der auf einem umgestürzten Kübel saß, stand der Mann, welcher redete. Joß Friz, der Schwabe. Die rote Glut gab seinem Blick einen starren Glanz. „Und saget, Leut,

wie leben wir denn? Was der Bauer zieht aus seinem Boden, das muß er geben zur Halbscheid. Was übrigbleibt, ist zum Sterben zuviel, zum Leben zuwenig. Will einer trutzen, so geben ihm die Herren Antwort mit dem Strick. Will einer geduldig sein und sein Herz vertrösten auf den Himmel, so muß er zahlen. Jedes heilige Sakrament in den Kirchen kostet Geld. Und der irdische Rechtstrost ist noch teurer worden als die himmlische Zehrung. Was vor Zeiten um zehn Pfennig gerichtet worden ist, das kostet heut im Weg rechtens seine zehn Gulden und drüber. Die reichen Herren, die können zahlen. Drum haben die Herren das Recht, und der Bauer hat kelns. Mit ihren Fehden und Gesellenritten, mit ihrem Schlemmen und Prassen haben die Herren die Zeiten verteuert.“ (S. 43)

Die armen Bauern müssen nicht nur überhöhten Zins entrichten, so dass ihnen kaum genug zum Leben bleibt, nein, wenn sie bei Gericht um ihr Recht kämpfen wollten, müssten sie so hohe Gebühren entrichten,

dass sie es sich nicht leisten können, weshalb sie in allen Rechtsstreitigkeiten gegen Höhergestellte von vornherein unterliegen.

> „Wie der Rotbart noch Kaiser gewesen, ist jeder Bauer als freier Mann auf seinem Hof gesessen. Das haben die Herren und Pfaffen dem Bauer abgedruckt mit Gewalt und falchem Rechtsspruch oder mit Gottverheißung und mit der Angst vor dem höllischen Feuer. Um das Recht zu biegen, haben sie Lügen eingeschrieben in die Zinsrollen, haben's beschworen mit falschem Eid. Und der freie Bauer ist ein höriger Knecht worden. Erst haben sie unser Haus und Gut genommen. Jetzt nehmen sie unser Brot und Blut, und unser müder Schweiß muß ihnen die Suppen salzen. In welchem christlichen Gebot hat Gott den Pfaffen und Herren solche Gewalt gegeben? Derweil uns die Frucht verfault auf magerem Zinsacker, müssen wir den Herren die fetten Wiesen mähen, das Traid schneiden, den Flachs brechen und die Erbsen klauben. Sie nehmen Steuer, Zoll und Ungeld, das sie läster-

> lich vertun, derweil es nach göttlichem Recht dem ganzen Land zum Frommen sein sollt. Wehrt sich ein Bauer um sein bissel Gut, so wirft ihm der Herr das Vieh nieder und schickt ihm die Spießknecht über Weiber und Töchter. Schreit ein Bauer nach Gericht, so geht's über ihn her als einen verräterischen Buben, mit Pflöcken und Köpfen und Vierteilen. Da ist minder Erbarmen denn mit einem wütenden Hund!“ (S. 44)

Dem Kloster ist es im Lauf der letzten Jahrhunderte gelungen, alle freien Bauern in Abhängigkeit zu zwingen, so dass sie ihre Höhe nur noch zu Lehen halten können.

Der alte Witting weiß, dass alles, was der Joß predigt, der reinen Wahrheit entspricht. Aber anders als der Koinrat-Werber glaubt er nicht, dass ein Aufstand Erfolg haben kann, sondern dass er die Bauern nur noch tiefer ins Elend stürzen wird.

> „Wohl, Joß! In dir ist der rechte Mut. Aber wie du bist, so sind nit viel. Der eine wird laufen nach seinem Heu, der

ander zu seiner Kuh, die ans Kälbern geht, der dritt wird seine Brüder verkaufen, und der viert, in seiner Sorg um Speck und Schmalz, wird einen Kniefall tun vor seinem Herrn und betteln: Schlag die anderen tot, aber mich laß leben! Und könntest du ein Wunder tun, könntest du die Menschen anders machen als sie sind, könntest du ihnen das Feuer deiner Seel eingießen in Herz und Blut, was willst du mit einem waffenfremden Haufen ausrichten gegen die Herren mit ihren Harnischen und festen Burgen?“

„Die Not des Lebens, die uns treibt, und das rechte Feuer in der Seel sind bessere Wehr als Harnisch und Burgen. Und besser ist nie eine Zeit gewesen als die jetzig. Die halbe Herrenschaft mit ihren Rotten streitet in Welschland. Überall stehen die Burgen mit schwacher Wehr, die Feldschlangen sind davongefahren, der Frundsberg zieht mit seinen Landsknechten auf Mailand. Geht das Herrenschlachten seil drunten an, so ist der Bauren Zeit gekommen,

> und der Ferch hat einen leichten Sprung.“
>
> Witting schüttelte den Kopf. „Das ist halbe Hoffnung, Joß. Sie wird dich trügen. Herren sind Herren, ob sie zechen am gleichen Tisch oder ob sie einander die Köpf einschlagen. Steh auf dagegen, und ihr Feindschaft hat schnell ein End, und alles, was Herr heißt, ist wider die Bauren. Ein Elend tat kommen über uns, das grausig ist, und der Bauren Blut tat fließen, wie die Bergbäch rauschen nach einer Wetternacht! So, Leut, jetzt hab ich euch mein Word gsagt. Mein letztes. Jetzt tut, was ihr mögt. Ich leg mich schlafen, daß ich morgen wieder schaffen kann. Gut Nacht!“ (S. 57)

Die Befürchtungen des Wittingbauern bewahrheiten sich, als ein Verräter unter den Verschwörern dem Kloster Kunde tut. Daraufhin wird ein blutiges Strafgericht gehalten, bei dem auch Lenlis Schatz Joseph unmittelbar nach der Hochzeit geköpft wird. Fortan wirbt die Lenli in ihrem Kleid, das mit dem Blut ihres Bräutigams getränkt ist, unentwegt um neue Bündler. Die Gelegen-

heit scheint günstig, denn der Kaiser (Karl V., 1500–1558) ist mit dem Gros seiner Landknechte gerade in Italien in einem Krieg gegen den französischen König Franz I. (1494–1547) verstrickt.

Ludwig Ganghofer schreibt in *Das neue Wesen* so engagiert und so wortgewaltig, dass man glauben möchte, er wäre in einem früheren Leben selbst ein Koinrat-Werber gewesen. So niederdrückend der Roman mit dem Elend der Bauern auch beginnt, es kommt immer nur noch schlimmer: Auf die Not der Ausgebeuteten folgen die Gräuel des Krieges und auf diese die blutige Rache der Herren.

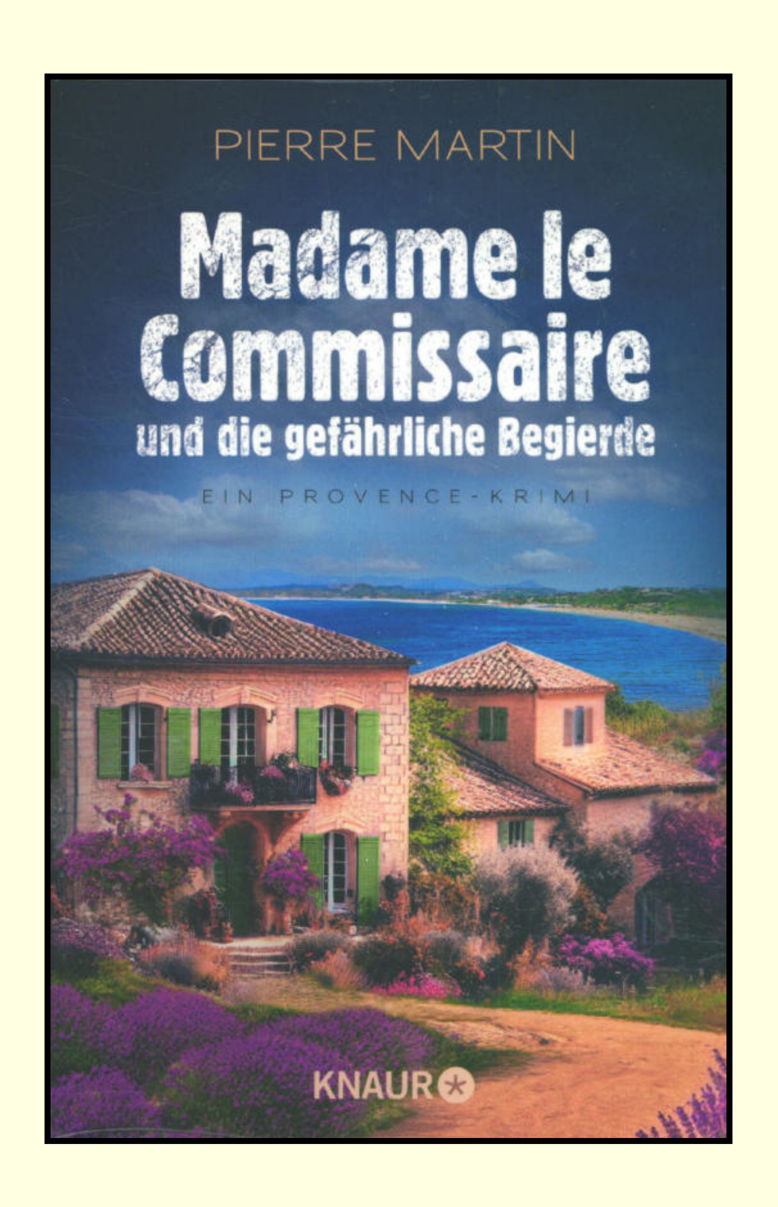
Immerhin hielten sich die Kriegsschäden in Salzburg und Berchtesgaden – im Gegensatz zu Schwaben – in Grenzen, da der Herzog von Bayern, der selbst keine Probleme mit seinen Bauern hatte, einen Friedensvertrag vermitteln konnte, bei dem den Bauern Zugeständnisse gemacht wurden – welche später allerdings zu einem großen Teil wieder zurückgenommen wurden. Für eine wirklich demokratische Ordnung muss der Autor die Leser am Ende auf die Zukunft vertrösten. Aber einen kleinen Trost hat er

für die gebeutelten Leser doch noch parat, indem wenigstens Juliander und Marelen ihr kleines Glück finden.

Dass Ludwig Ganghofer, der sich hier als Propagandist für die proletarische Revolution gebärdet, allgemein als bloßer Heimatschriftsteller abgetan wird, verwundert angesichts dieses inhaltlichen und sprachlichen Meisterwerks, das bei seinem Erscheinen im Jahr 1902 wenig Begeisterung bei der Obrigkeit ausgelöst haben wird. Aber Ganghofer hat sich später während des Weltkriegs seinen Ruf verdorben, indem er sich zum Fahnenträger von Kaiser Wilhelm II. mauserte, den er sogar persönlich kannte.

Aber so wie Ganghofer verkannt wird, ist auch das Geschichtsbild von Kaiser Wilhelm II. als kriegstreibendes Monster falsch: Wilhelm war stattdessen ein Wirrkopf, ein Dampfplauderer und eine Nervensäge allererster Ordnung, der den benachbarten gekrönten Häuptern als Gesprächspartner so unerträglich schien, dass Deutschland alle Verbündeten verlor, Österreich-Ungarn ausgenommen, das zu seinem größten Bedauern keine andere Wahl hatte.

Martin Luther wäre noch zu erwähnen, der im Roman als Prediger aufgeführt wird, der zuerst die Bauern zum bewaffneten Aufstand gegen die Obrigkeit ermutigt und dann die Obrigkeit zum Massenmord an den Bauern auffordert. Luther war wohl ein sehr kluger, aber auch sehr unbeherrschter Mensch, der momentanen Gemütswallungen zu leicht nachzugeben schien. Möglicherweise war er Alkoholiker – das würde jedenfalls sein teilweise erratisches Verhalten erklären, denn was soll man von einem Menschen halten, der mit dem Tintenfass nach dem Teufel wirft; da wäre ein Rausch noch die harmloseste Erklärung.


PIERRE MARTIN
Madame le Commissaire
und die gefährliche Begierde
EIN PROVENCE-KRIMI
KNAUR

Pierre Martin

Madame le Commissaire 12: Madame le Commissaire und die gefährliche Begierde

Knaur 52 995 (TB 366 S./€ 12,99)
München 2025
Genre: Krimi

„Während wir beim Essen waren, hat meine Sekretärin einen merkwürdigen Anruf entgegengenommen. Er kam von einer psychiatrischen Klinik in der Nähe von Saint-Tropez. Man habe seit zwei Tagen eine verwirrte Patientin zur Behandlung, die unter einem massiven Gedächtnisverlust leide und sich nicht einmal an ihren eigenen Namen erinnern könne. Vor einer Stunde sei er ihr offenbar wieder eingefallen: Isabelle Bonnet, Fragolin. Mehr habe sie nicht gesagt. Jetzt wollte die Klinik vom Bürgermeisterbüro in Erfahrung bringen, ob eine Person mit diesem Namen in Fragolin bekannt sei und vermisst werde."

Chantal hatte recht: Der Anruf war in der Tat merkwürdig -und unerklärlich. (S. 15)

Isabelle Bonnet tut im schönen provenzalischen Fragolin Dienst als Kommissarin, assistiert von dem exzentrischen Apollinaire. Hier wendet sich gerade die Bürgermeisterin Chantal Lefèvre an sie, weil eine Patientin mit Gedächtnisverlust in eine psychiatrische Klinik eingeliefert wurde und behautet, sie heiße Isabelle Bonnet.

Isabelle fährt in die Klinik und erkennt die Patienten sofort: Es handelt sich um ihre Freundin Clodine Cassien, die keineswegs so krank ist, wie die unfähigen Ärzte behaupten. Ihr Gedächtnisverlust ist, wie Isabelle vermutet, auf die Verabreichung von K.-o.-Tropfen zurückzuführen.

Langsam kehrt Clodines Erinnerung zurück.

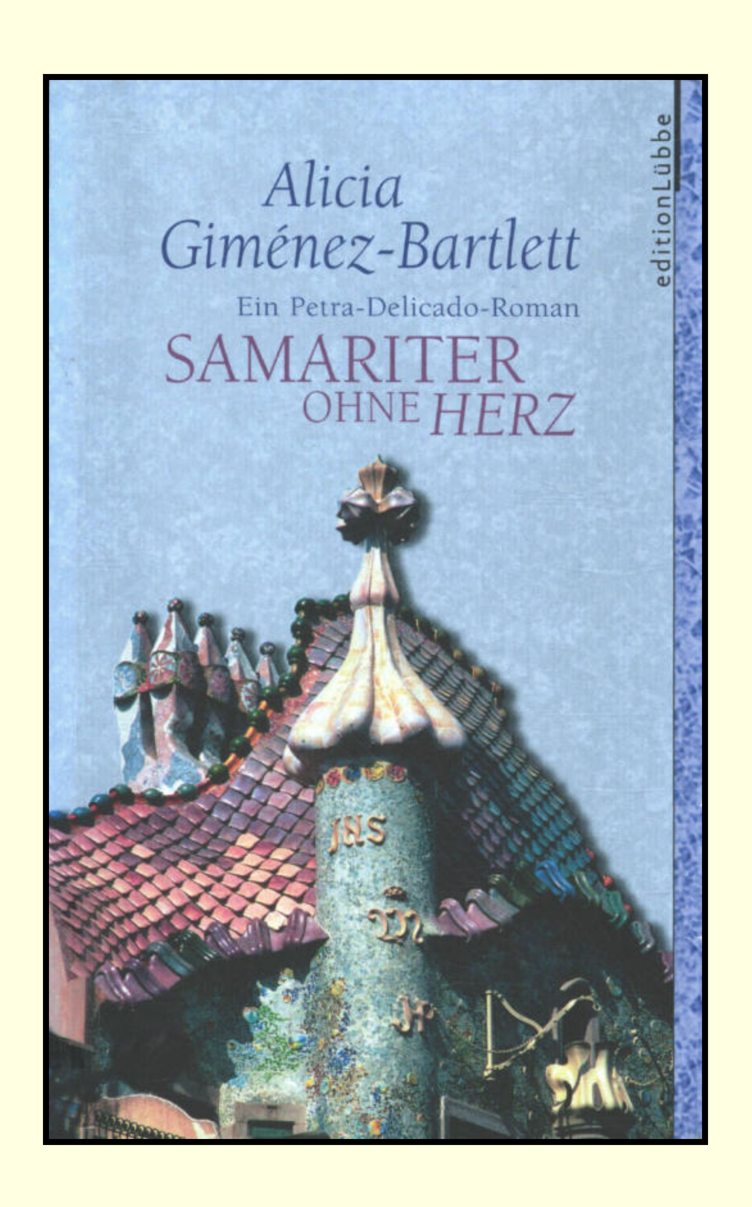
> „Ich hab so Flashbacks, da sehe ich mich nackt über einen Strand laufen …“
>
> „Das wäre kein Verbrechen. Es gibt Strände, da sieht man nur Nackte. Und nicht alle sehen so gut aus wie du.“
>
> „Aber mir geistern noch andere bruchstückhafte Bilder durch den Kopf. Da sehe ich mich mit jemandem kämpfen. Vielleicht habe ich ihn umgebracht?“

„Mit wem glaubst du gekämpft zu haben? Wie sah er aus?“

Clodine schüttelte den Kopf. „Ich hab keinen Schimmer. Ist vielleicht nur eine Einbildung. Genauso wie die Szenen, bei denen ich wie wild tanze und mich mit ausgebreiteten Armen im Kreis drehe.“ (S. 23f)

Weil Clodine ein auffälliges Armband mit künstlichen Steinen trägt, das ihr nicht gehört, beginnt Isabelle mit Nachforschungen und stellt fest, dass es bereits einige andere Opfer gibt, die ebenfalls mit diesem Armband gefunden wurden. Offenbar ist hier ein Serientäter am Werk; was er mit seinen Opfern macht und welche Befriedigung er daraus zieht, ist unklar, denn keine der Frauen wurde vergewaltigt.

Madame le Commissaire und die gefährliche Begierde ist ein weiterer unterhaltsamer Krimi aus dem sonnigen Süden Frankreichs. Wer sich hinter dem Pseudonym „Pierre Martin“ verbirgt, ist allerdings bis heute ungeklärt.


Alicia Giménez-Bartlett
Ein Petra-Delicado-Roman
SAMARITER OHNE HERZ
editionLübbe

Alicia Giménez-Bartlett [1951–]

Petra Delicado 6: Samariter ohne Herz
***(Un barco cargado de arroz,* 2004)**
Edition Lübbe (HC 414 S./€ 18,00)
Bergisch Gladbach 2005
Aus dem Spanischen von Sybille Martin
Genre: Krimi

Garzón verstand nicht, warum mich diese Leiche so beeindruckte, er konnte sich auch nicht vorstellen, wie aufgewühlt ich war. Seiner Meinung nach hatten wir inzwischen mehr Leichen gesehen als Napoleon und Nelson zusammen, und der Parque de la Ciudadela war auch nicht gerade das Schlachtfeld von Waterloo. Ein Stadtstreicher auf einer Parkbank, das war alles. Es wirkte fast, als würde der Mann schlafen und wäre an diesem Morgen nicht mehr aufgewacht. Aber dem war nicht so, er war zu Tode geprügelt worden, obwohl das nicht die gelassene Würde aus seinem Gesicht hatte vertreiben können. Lange Finger, ein üppiger Vollbart… wie ein König Lear, der in ein Gewitter geraten und von einem un-

> gerechten Blitz niedergestreckt worden war, allein und regungslos erinnerte er in seiner ganzen Pracht daran, dass er auch jetzt noch ein König war. (S. 7)

In Barcelona wird ein Obdachloser auf einer Parkbank aufgefunden, offenbar erschlagen. Das ist ein Fall für die resolute Inspectora Petra Delicado von der Policia National und ihren Adlatus, Subinspector Fermín Garzón.

> „Mein lieber Subinspector, ein Stadtstreicher hat eine gewisse Grandezza, er ist wie ein Heiliger, einer, der zur Weisheit oder zu einem höheren Stand der Erkenntnis gefunden hat. Er steht über den Erbärmlichkeiten, die andere quälen, er ist frei und überlegen. Er bezahlt zum Beispiel keine Hypotheken, er sieht auch nicht fern, er kauft keine Busfahrkarte … Er steht über den Dingen, er muss nicht buckeln, verstehen Sie?“ (S. 8)

Während Petra ihrem ländlich-traditionell geprägten Subinspector noch verständlich macht, dass Obdachlose eine besondere Art

von Würde haben, weil sie sich den Gepflogenheiten der Gesellschaft so vollständig entziehen, meldet sich ein Zeuge, der den Tathergang beobachtet hat: Ein Auto ist gekommen; zwei Skinheads haben den offenbar bewusstlosen Obdachlosen herausgezerrt und auf die Parkbank gesetzt; anschließend haben sie ihm mit einem Baseballschläger kräftige Hiebe auf den Kopf verpasst.

Nachdem der blutige Baseballschläger gleich in der Nähe gefunden wird, scheint der Fall klar – bis die Gerichtsmedizin angibt, dass das Opfer mit einem Kopfschuss getötet wurde und die ganze Geschichte mit der Parkbank und den Schlägen offenbar nur eine Inszenierung war.

Auf dem Tisch des Gerichtsmediziners sieht das hergerichtete Opfer eigentlich wie ein normaler Bürger aus, so dass Petra und Fermín Zweifel kommen, ob es sich wirklich um einen Obdachlosen und bei den Tätern um Skinheads handelt.

Die Ermittlungen erweisen sich als außerordentlich schwierig, weil sich sowohl die befragten Obdachlosen als auch die

Skinheads wie nicht anders zu erwarten als äußerst schlechte Zeugen erweisen.

Samariter ohne Herz ist ein sehr gut konstruierter Krimi, bei dem der Fall mit jedem Ermittlungsschritt nur noch undurchsichtiger wird. Darüberhinaus gibt uns die Autorin einen eindringlichen Einblick in die Obdachlosen-Szene von Barcelona.

Allerdings leidet der Roman darunter, dass Alicia Giménez-Bartlett Nebensächlichkeiten wie dem Privatleben der Ermittler viel zu viel Raum schenkt, was die Lektüre leider ein wenig ermüdend macht.


btb
Ulrich
Ritzel
Forellenquintett
Roman

Ulrich Ritzel

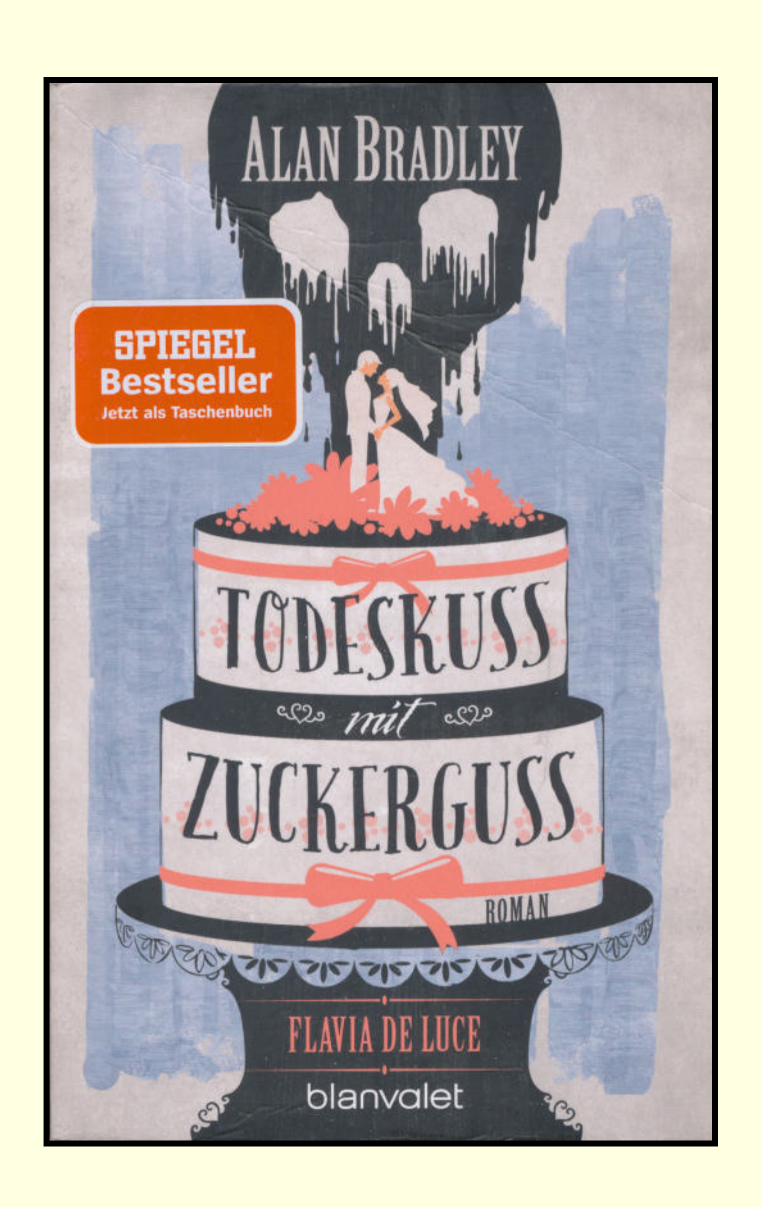
***Tamara Wegenast 6: Forellenquintett* (2007)**
btb 73 837 (TB 384 S./€ 9,00)
München 2009
Genre: Krimi

Sie zog den Brief zu sich her und betrachtete einen Augenblick lang den auf die Rückseite geklebten Zettel: Abs.: Kai Habrecht. Sie nickte und riss den Umschlag auf. Er enthielt nichts weiter als den vergrößerten Abzug einer Schwarzweißfotografie, die für Tamar so aussah, als sei sie mit einem Teleobjektiv gemacht worden. Die Fotografie zeigte eine Gruppe: drei Frauen, die auf den Steinstufen vor einem Denkmal saßen, die eine von ihnen – die in der Mitte saß – hatte eine Tüte Eis in der Hand und bot sie einer zweiten Frau an, deren Haar auffällig kurz geschnitten war und die eine viel zu knappe Jacke aus dem Imitat eines Leopardenfells trug. Die dritte Frau, die den beiden zusah, war deutlich größer als die anderen, sie trug Jeans und eine eng sitzende Leder-

> jacke. Ihr Gesicht war ruhig, entspannt, fast fröhlich. (S. 20f)

Tamar Wegenast, früher Assistentin von Kommissar Berndorf, ist nach dessen Pensionierung selbst als Kriminalkommissarin in Ulm tätig. Hier erhält sie gerade einen äußerst mysteriösen Drohbrief: Er enthält nur ein Foto, das sie selbst, eine Freundin sowie eine Frau aus dem Zeugenschutzprogramm zeigt. Das Foto ist deshalb als Drohung zu verstehen, weil eigentlich niemand die Zeugin kennen sollte. Zudem lautet der Absender „Kai Habrecht" – und dieser Mann ist vor sechs Jahren von Tamar erschossen worden.

„Mysteriös" ist das Schlagwort für den Krimi *Forellenquintett:* Da ist einmal der Drohbrief in Ulm; dann wird in Krakau eine kopflose Leiche gefunden; und in Berlin taucht ein Mann ohne Vergangenheit auf. Ob und wie das alles zusammenhängt, entfaltet sich erst ganz langsam im Lauf der Handlung.


ALAN BRADLEY
SPIEGEL
Bestseller
Jetzt als Taschenbuch
TODESKUSS
mit
ZUCKERGUSS
ROMAN
FLAVIA DE LUCE
blanvalet

*Bradley, Alan: Todeskuss mit Zuckerguss

Alan Bradley [1938–]
Flavia de Luce 10: Todeskuss mit Zuckerguss
***(The Golden Tresses of the Dead,* 2019)**
Blanvalet 0081 (TB 318 S./€ 11,00)
München 2019
Aus dem kanadischen Englisch von Gerald Jung und Katharina Orgaß
Genre: Krimi

> Ich würde gerne von Anfang an klarstellen, dass ich ein überdurchschnittlich intelligentes Mädchen bin. Manche Menschen besitzen nun mal außergewöhnliche Begabungen – Violet Cornish kann zum Beispiel die Melodie zu „Stille Nacht, heilige Nacht“ furzen, und ich bin eben mit der Gabe des logischen Denkens gesegnet. Man wird, wie mir Violet sicher zustimmen würde, schon mit seinem Talent geboren und perfektioniert es dann durch möglichst viel Übung.

Die zahlreichen Gelegenheiten, bei denen mich die Polizei schon um meinen Rat ersuchte, hatten meine auch vorher schon beachtlichen kriminalistischen Fähigkeiten so weit vervollkommnet, dass es nur folgerichtig war, einen Beruf daraus zu machen. So hatte ich gemeinsam mit Dogger, dem Hausdiener, Gärtner und überhaupt Mädchen für alles meines verstorbenen Vaters, ein kleines Detektivbüro eröffnet, dem wir, um möglichst seriös zu klingen, den Namen „Arthur W. Dogger & Partner" gegeben hatten.

Dass unser erster Fall sich sozusagen gleich vor der Haustür abspielen würde, konnten wir nun wirklich nicht ahnen. (S. 9)

I'd like to remark at the outset that I'm a girl with better than an average brain. Just as some people are given the gift of a singular and often quite remarkable talent —such as Violet Cornish's uncanny ability to break wind to the tune of „Joy to the World"—I myself, in much the same way, have been

> blessed with the power of logical thinking. As Violet could easily confirm, it's something you're born with, and then improve by much practice.
>
> The many occasions upon which I had been consulted by the constabulary had sharpened my already considerable detection skills to the point where I had little choice but to turn professional. And so I had set up with Dogger, my late father's valet, gardener, and all-round sounding board, a small agency to which we gave the name—to signal respectability—Arthur W. Dogger & Associates.
>
> Little did we know that our very first case would be so close to home.

Die verwaiste Flavia de Luce, nunmehr zwölf Jahr alt, hat den Tod ihres Vaters überwunden und zusammen mit dessen treuem Kriegsgefährten und Butler die Detektivagentur „Arthur W. Dogger & Partner" gegründet, just in dem elterlichen, gerade noch vor der Versteigerung bewahrten Herrensitz Buckshaw in dem Dorf Bishop's Lacey. An Tante Felicity und deren freche

kleine Nichte Undine hat sich Flavia gewöhnt; mit ihrer älteren Schwester Daphne verträgt sie sich jetzt einigermaßen; und die Älteste, Ophelia, ist gerade dabei, ihrem Schatz Dieter Schrantz zu heiraten, unter Inkaufnahme des Nachteils, künftig dessen Nachnamen tragen zu müssen.

> Mit dem Kuchen hatte Mrs M sich selbst übertroffen. Schicht um Schicht ragte er in die Höhe wie der Turm zu Babel auf dem Gemälde von Pieter Bruegel, wenn auch nicht so schief. (S. 26)

> Mrs. M had outdone herself with the wedding cake. It rose up from the table in tier after tier like the Tower of Babel in the painting by Pieter Bruegel, but not nearly so lopsided.

Der Hochzeitskuchen, den zu backen sich die treue Haushälterin Mrs. Mullet nicht hat nehmen lassen, scheint das reinste Wunderwerk geworden zu sein.

Schließlich ist der große Tag gekommen.

Braut und Bräutigam stellten sich in Pose und hielten das Messer lächelnd und mit übereinandergelegten Händen über den Kuchen. […]

Die Blitzlichter knallten, die Gäste klatschten wieder, und als sich die Spannung ins Unerträgliche gesteigert hatte, grub sich die Klinge tief in den saftigen Kuchenteig. Beim zweiten Schnitt schien Feely Schwierigkeiten zu haben. Sie warf lachend den Kopf zurück und schüttelte Dieters Hand ab, als wollte sie sagen: „Muss man denn alles alleine machen?“ Dann drückte sie das Messer kräftig herunter. (S. 27)

The bride and groom struck a smiling pose and held it, fingers entwined, the blade hovering above the cake. […]

Flashbulbs popped as the room rang with applause, and when the moment had been stretched to the utmost, down went the blade into the rich soil of the wedding cake. With the second cut Feely seemed to be struggling a bit at the task. Laughing and tossing her head, she brushed away Dieter's hand as if to

ask, „Do I have to do it myself?“ and
bore heavily down upon the blade.

Daphne schneidet in den Kuchen und stößt sogleich einen markerschütternden Schrei aus. Was die Gäste zum Glück nicht bemerken, den Luchsaugen Flavias jedoch nicht entgeht, ist die Tatsache, dass in dem angeschnittenen Kuchen ein menschlicher Finger sichtbar ist. Flavia nimmt ihn sogleich an sich und versteckt ihn, um ein Hochzeitstagsdrama ohnegleichen zu vermeiden.

Schon mit bloßem Auge kann die in ihr Laboratorium geeilte Flavia einige Eigenschaften an dem Finger feststellen: Er wurde in Formaldehyd eingelegt; es handelt sich um einen Ringfinger, weil eine hellere Rundung sichtbar ist; aus der Zartheit lässt sich schließen, dass der vormalige Träger des Gliedes eine Frau war; der bräunlichen Hautfarbe nach muss es sich um eine Südländerin, beispielsweise eine Spanierin handeln; und aus der Verdickung der Haut ist zu schließen, dass die Dame professionell Gitarre spielte. Der zu Rate gezogene Dogger weiß sogleich, um wen es sich handelt, nämlich um die berühmte Adriana

Castelunovo, die vor kurzem in Brookwood, Londons vorgelagertem Friedhof, beerdigt wurde.

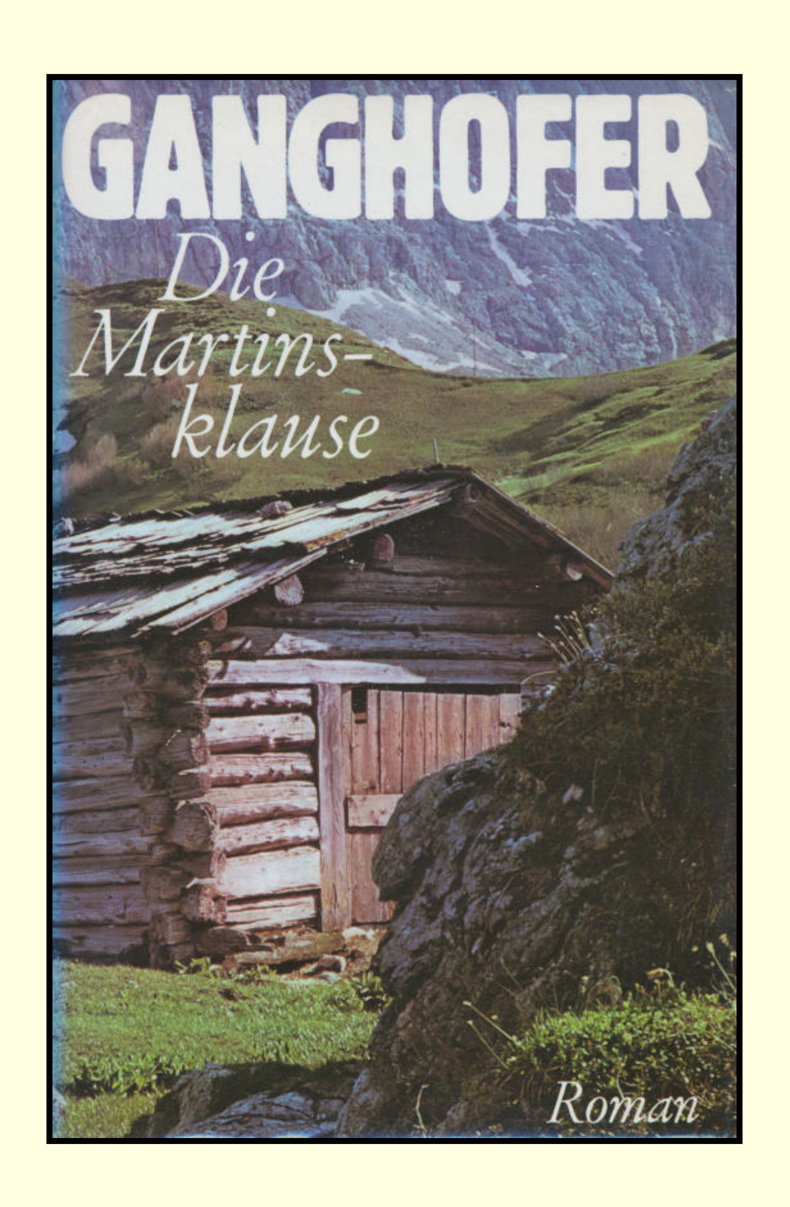
Natürlich muss diesem Rätsel sogleich nachgegangen werden: Dass man einer Toten den Finger abschneidet, um an einen womöglich wertvollen Ring zu gelangen, das leuchtet noch ein, aber wer sollte ihn in einer Hochzeitstorte verstecken wollen?

Doch noch bevor sich Dogger & Co. um den Fall kümmern können, taucht schon die erste zahlende Klientin der Detektivagentur auf: Es handelt sich Anastasia Brocken Prill, die Tochter von Dr. Augustus Brocken, dem Hersteller eines weithin berühmten homöopathischen Wundermittels. Man hat Mrs. Prill kompromittierende Briefe gestohlen, über deren Inhalt sie nichts verraten will, die sie aber um jeden Preis wiederhaben muss. Und so führt der erste Weg von Dogger & Co. in ein Pflegeheim, denn Dr. Brocken ist offenbar hochgradig dement.

Über die Schlüssigkeit der Auflösung der komplexen Handlung von *Todeskuss im Zuckerguss* kann man geteilter Meinung sein; insbesondere das Verstecken des Fingers in der Hochzeitstorte ist nicht wirklich

glaubwürdig gedeutet. Das ändert aber nichts daran, dass auch die neunte Folge der Abenteuer von Flavia de Luce wieder ungemein unterhaltend und amüsant ist, ein Leckerbissen für Liebhaber ironischer Krimis.

Der Originaltitel, *The Golden Tresses of the Dead*, ist dem Sonnett Nr. 68 von William Shakespeare entnommen, in dem er sich über die Unsitte, Toten ihre goldenen Locken abzuschneiden und Lebende damit zu schmücken, empört.


GANGHOFER
Die
Martins-
klause
Roman

*Ganghofer, Ludwig: Martinsklause

Ludwig Ganghofer [Ludwig Albert Ganghofer, 1855–1920]
***Die Martinsklause. Roman aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts* (1884)**
Bertelsmann (HC 446 S./DM xx)
Gütersloh 1985, 3. Auflage
Genre: Historischer Roman

Scharf umrissen hob sich die hohe Gestalt im weißen Habit vom grauen Dämmerlicht des Waldes ab. Die Kutte war mit ledernem Gurt geschürzt und zeigte die nackten Füße mit den eisenbeschlagenen Sandalen; beim Führen des Bergstockes fielen die faltigen Ärmel zurück und entblößten die sonnverbrannten Arme. Das unbedeckte Haupt war nach strenger Regel geschoren; doch war wohl schon manche Woche vergangen, seit die Schere diesen Kopf berührt hatte, denn in dem Ring von Haaren, der vom Nacken aus die Stirn umzog, begannen sich schon wieder schüchterne Locken zu zeigen. Noch lichter als das blonde Haupthaar war

> der weiche Bart, der die Wangen umkräuselte und in zwei Spitzen auslief. In dem von der Wanderung leicht geröteten Antlitz, aus dem die blauen Augen wie helle Sterne strahlten, vermischte sich der Ernst des gereiften Mannes mit der träumerischen Weichheit eines Knabengesichtes. Auch in der ganzen Erscheinung des Mönches zeigte sich ein gleicher Gegensatz: abgeklärte Ruhe und dennoch treibendes Leben und jugendliche Kraft. (S. 8)

Etwa im Jahr 1101 ist Pater Eberwein, der als elternloser Waise von der Kirche großgezogen und zum Priester ausgebildet worden ist, mit einer kleinen Schar von Begleitern auf dem Weg nach Berchtesgaden. Dieses kleine Gebiet, das fast vollständig vom reichen Fürstbistum Salzburg umschlossen ist, wurde der Kirche von der Gräfin Adelheid von Sulzbach auf dem Sterbebett geschenkt, um ein Gelübde ihrer Mutter zu erfüllen; es wird ihr nicht leid um die Gabe gewesen sein, denn Berchtesgaden ist bergig, dünn besiedelt und wirft wenig Ertrag ab.

Hier steigt Eberwein allein und nur geführt von dem Köhler Eigel den Untersberg hinauf, um sich einen Überblick über sein Reich zu machen, das er künftig als Probst eines noch zu erbauenden Klosters leiten soll.

Eine Weile stiegen sie wortlos weiter; dann blieben sie lauschend stehen. Sie hörten das helle Wiehern eines Pferdes und hörten Huf schlag, der wieder verklang. In der Stille des Urwaldes war das wie ein Laut aus einem Märchen. „Ein Pferd in solcher Höhe, in dieser Öde?“ fragte Eberwein.

„Es muß von Wazemanns Söhnen einer sein, der ins Gejaid geritten ist.“ Die Stimme des Alten dämpfte sich. „Oder es war von König Wutes Helden einer, der vor Tag wieder heimreitet in sein Berghaus.“

Auf Eberweins Stirn zeigte sich eine Furche. „Du redest Torheit, Eigel!“

„Torheit, Herr? Es ist der Untersberg, auf dem wir stehen! Und das weiß doch jedes Kind im Gaden, daß der ganze Berg ein einziges Gehöhl ist, eine Ke-

menat an der andern, die eine goldig, die ander silberig. Und da drinnen haust mit seinen tausend Helden der König Wute. Der hat nur ein einzig Aug und sitzt an einem steinernen Tisch und kann nit aufstehen, denn sein langer Bart ist zweimal um den Tisch gewachsen. Alle hundert Jahr schickt er von seinen Helden einen hinauf in die Welt, und wenn der heimkehrt, fragt ihn der König: ‚Fliegen die Raben noch allweil um den Berg?' Und wenn der Bote sagt: ‚Wohl, Herr König!' dann seufzet Wute, daß die Berg davon erzittern, und sagt: ‚So muß ich noch schlafen hundert Jahr!' Dann macht er sein Aug wieder zu, und der lange Bart hebt wieder zu wachsen an."

„Schweig!" unterbrach ihn Eberwein mit harter Stimme. „Ich will solche Heidenrede nicht hören."

Der Alte streifte den Mönch mit scheuem Blick. „Es ist doch Wahrheit, was ich red! Ich hab's von meiner Ähnl, und die hat's von ihrem Vater. Und bist du nit selber auf dem Weg von der Salzburg über das Walser Feld gewan-

> dert? Hast du nit selber den dürren Birnbaum gesehen? Er schaut sich an wie ein toter Baum und hat kein Blattl nimmer und keinen Ast. Aber wie das Feuer im Stein, so steckt noch in ihm das Leben und die Wachskraft, und einmal, wenn's schier keiner nimmer hofft, wird der Baum ausschlagen und Laub treiben. Dann wird der alte Wüte aus seinem Schlaf erwachen und wird heraufsteigen aus dem Berg mit seinen tausend Helden und wird auf dem Walser Feld seinen Schild an den Birnbaum hängen. Und dann wird die gute Zeit anheben für uns arme Leut, und keiner mehr wird ein Herr sein und keiner ein Knecht. Und alles, was Leid und Weh heißt, wird weggeblasen sein von der Welt, und jedem wird sein Blüml blühen und sein Glück wachsen.“ (S. 9f)

Die alten Sagen und Überlieferungen sind bei den Bewohnern Berchtesgadens noch lebendig, auch wenn sie aus heidnischer Zeit stammen.

Leicht wird es Probst Eberwein von den Augustiner Chorherrn nicht haben in Berch-

tesgaden, denn das Land wird verwaltet vom alten Waze von Falkenstein und seinen sieben Söhnen, die schon so lange ungestört regieren, dass sie sich selbst für die Lehensherrn des Landes halten. Ein Rückblick erklärt die Situation.

> Da kam die Botschaft, daß Gräfin Adelheid von Sulzbach, auf dem Sterbebett ein Gelübde ihrer Mutter erfüllend, ein großes Land, das in stundenweiter Ferne von der Salzburg tief in den Bergen lag, dem Orden des heiligen Augustinus als ‚Seelengerät' zur Gründung eines neuen Klosters gewidmet hätte: den Berchtesgaden. Die Brüder zu Raitenbuch hatten diesen Namen noch nie gehört, niemand wußte von diesem Lande. Als die Brüder Umfrage hielten, erfuhren sie, das sei eine wilde und rauhe Gegend, von finsteren, pfadlosen Wäldern bedeckt, umschlossen von riesigen Bergen; wohl bringe der Sommer schöne Zeiten über das Tal, doch unerträglich sei der Winter mit seinen Stürmen, seinem grimmigen Frost und seinem alles erstickenden Schnee. Die wilden Tie-

> re, Wölfe, Bären, Sauen und Luchse seien hier so zahlreich wie im ebenen Land die Ziegen und Schafe; und bewohnt sei das unwirtliche Land nur von ein paar hundert Menschen, armseligen Hirten, Jägern und Fischern, die im zähen Kampfe mit der rauhen Natur ein kümmerliches Leben fristeten, halb noch versunken in der Nacht des Heidentums; über diese Menschen herrsche mit grausamer Strenge ein Ministeriale der Grafen von Sulzbach, Herr Waze von Falkenstein, der zu der Botschaft, daß die seinem freien Schalten überlassene Landmark an das Kloster gefallen wäre, hellauf gelacht hätte: „Sie sollen nur kommen, die Kutten, und sollen mir nehmen, was mein ist!" (S. 16)

Neben sieben Söhnen hat Wazemann, wie man ihn hier nennt, noch eine wilde, jagdkundige Tochter namens Recka; deren Mutter Friderun soll eine Alfin gewesen sein, sagt man.

> Recka hatte, von dem Anblick der Mönche überrascht, die Zügel des Pfer-

des angezogen; ihre Augen glitten über die Gruppe der Männer, über die flackernden Feuer und über die Saumtiere, die auf der Matte weideten. Dann lachte sie „Bei meiner Mutter Friderun! Sind die weißen Wildschwän auf dem Flug?“ Ihr Blick haftete auf Eberwein. „Oder bist du von den Weißkutten eine, die meinem Vater sein Land nehmen wollen? Mir meinen Wald, meine Jagd und meine Freude?“

Dunkle Röte färbte Eberweins Stirn. „Jagen magst du, wo und wann es dir beliebt. Der Wald ist frei und hat Wege für jedermann. Deinem Vater aber kann nicht genommen werden, was nicht sein eigen ist.“

„Nit sein eigen?“ lachte Recka. „Mein Vater und meine Brüder werden die Ohren spitzen, wenn sie solche Weisheit hören.“

„Nie war dein Vater dieses Landes Herr. Wer hat ihn belehnt mit diesen Bergen? Wo steht das Recht geschrieben, das er sich anmaßt?“

„In seiner Faust. Laß dich warnen, Mönch! Das ist eine Schrift, die noch keiner gern gelesen hat.“

Eberwein richtete sich auf. „Ich werde sie öffnen, diese Faust, und werde finden, daß alles in ihr geschrieben steht, nur nicht ein Wort des Rechtes. Dein Vater war nur ein Diener seiner gräflichen Herrin, die das Wohl dieses Landes in die Hand der Kirche legte, in meine Hand. Ich komme nicht, um deinen Vater zu verjagen; er mag, als mein erster Diener, auch fernerhin bleiben, was er gewesen, der Spisar1 dieser Landmark. Doch er wird sich der Ordnung fügen, die ich aufrichte. Gerechte Buße wird er leisten für jedes Unrecht, das er begangen, und dem Greuel und Laster ein End machen, das seine Söhne hinaustragen aus ihres Vaters Haus.“

Recka erblaßte.

„Dein Vater soll erkennen, daß der Ärmste in der Hütte mir wert ist als Gottes Geschöpf und meines Landes Kind, das meinen Schutz genießt und meine Liebe. Sicherer Friede und freundliches Glück sollen gedeihen unter mei-

> nem Stab, und frohe Zeit soll Einkehr halten unter jedem Dach. Will dein Vater mir helfen bei diesem Werk, dann soll mir sein Dienst willkommen sein. Leistet er mir Widerstand, reißt er wider Recht nur einen Strohhalm von eines Bauern Dach, so lösche ich seinen Namen, und sein Wort und Wille sollen in meinem Land wie Rauch sein, den der Wind verweht. Bringe deinem Vater diese Botschaft. Das läßt ihm Eberwein Frymann sagen, der erste Propst zu Berchtesgaden.“ (S. 32f)

Eberwein gibt Recka die Botschaft an ihren Vater mit, dass die Tage der Unterdrückung und des Unrechts, das Wazemann in Berchtesgaden verübt, ein Ende haben.

Probst Eberwein ist ein friedliebender, gütiger, menschenfreundlicher Mensch, auch wenn er gelegentlich in Gewissenskonflikte wegen der strengen Lehre der Kirche gerät. Doch einer seiner Begleiter, der Pater Waldram, ist ein finsterer Fanatiker; ein überaus wortgewaltiger Prediger ist er zum Verdruss des Probstes obendrein.

Pater Waldram war unter den Bäumen hervorgetreten; eine hagere Mönchsgestalt, das Antlitz finster, die Wangen fahl; in tiefen bläulichen Höhlen lagen die brennenden Augen. Er faßte das Kreuz, das an einer Schnur von Holzperlen an seinem Gürtel hing, hob es mit gestrecktem Arm empor und kam auf Recka zugeschritten: „Sieh dieses Zeichen an! Es ist das Zeichen des Gottes, der dein frevelndes Wort gehört und auf dich sein Gericht herniederschicken wird mit flammenden Blitzen und stürzenden Bergen."

Recka erhob die Gerte, doch mit beiden Händen mußte sie die Zügel fassen, um nicht die Herrschaft über das ungebärdige Pferd zu verlieren. Zornig rief sie: „Schafft mir diesen Narren weg, mein Pferd verträgt seinen Anblick nit!"

„Schmähe nur", rief Waldram, „du sollst noch erkennen, welche Weisheit in diesem Zeichen wohnt! Sieh es an und zittere! Seiner wirst du gedenken an dem Tag, an dem die höllische Schönheit abfällt von deinem Leib wie faulende Rinde vom Baum. In Ekel wird

> sich verwandeln jeder Reiz, mit dem du mein Auge quälst! Nach dir greifen wird die rächende Hand und wird dich niederziehen –“ (S. 34f)

Die Augustiner beginnen, auf lichter Höhe eine hölzerne Unterkunft und eine ebensolche Kirche zu bauen, wobei sie in Sachen Verpflegung auf die Mildtätigkeit der Bauern angewiesen sind. Diese Gaben will Wazemann gleich von Anfang an unterbinden und damit die Mönche schlichtweg aushungern, in dem er die Wege zu den Mönchen zum Bannwald erklärt und jeden grausam bestraft, der sie betritt.

> Da gewahrte Herr Waze den gefesselten Buben. „Was soll’s mit dem?“
>
> „Rühr dich, du!“ schrie Otloh und versetzte dem Buben einen Stoß ins Genick, daß er vor Wazemanns Füße taumelte. Wieder lachten alle, während der Bub sich stöhnend aufrichtete. Er mochte kaum fünfzehn Jahre zählen; sein ganzes Gewand war ein alter Sack, der mit einer Weidenrute um die Hüfte gebunden war und drei Löcher für den

Kopf und die Arme hatte; das Gesicht war leichenfahl, die Lippen bluteten, und die vor Angst und Erschöpfung schlaffen Wangen waren von Zähren überronnen.

„Was hat der Bub getan?“ fragte Herr Waze. Und Gerold sagte: „Unter der Eismannwand, mitten im besten Wildbogen, ist er uns in die Hand gelaufen.“

Wazemanns Brauen zogen sich zusammen. „Was hast du auf dem Eismann zu schaffen, du Rabenaas?“

„Ach, Herre, Herre“, schluchzte der Bub, an allen Gliedern zitternd, „ich hab nur meine Geißen gehütet, hinter dem Eismann drüben, bei der Ödhütt. Und da haben sich zwei verstiegen. Die hab ich suchen müssen.“

„Weißt du nit, daß der Eismann mein Bannberg ist, auf den mir keiner steigen soll, bei Leib und Leben?“

Der Bub rührte die Lippen, aber es wollte kein Wort mehr von seiner Zunge.

Herr Waze winkte einen Knecht herbei. „Pack ihn! Hinunter mit ihm ins Bußloch! Und daß ihm für ein andermal

> die Lust vergeht, auf meinem Bannberg herumzustreunen, stich ihm über den Fersen die Flachsen ab!“
>
> „Herre, Herre! Habet Barmherzigkeit, ich tu es nimmer, nimmer, nimmer!“ schrie der Bub in herzzerreißendem Jammer. Der Knecht packte ihn, riß ihn mit sich fort, und hinter den dicken Mauern des Unterbaues erstickte das Geschrei des Knaben. (S. 76f)

Der fünfzehnjährige Huze hat gegen das Banngebot des Wazemanns verstoßen, weil sich zwei Geißen verlaufen hatten und er sie suchen musste – zur Strafe werden ihm nicht nur die Sehnen in den Fersen durchgeschnitten, sondern er wird auch für unabsehbare Zeit in das Verlies geworfen.

Die Bauern von Berchtesgaden wissen nicht so recht, mit wem sie es halten sollen: mit den Mönchen, die sicherlich menschlichere Herren abgeben werden als der Verwalter; oder mit dem Wazemann, der sich andernfalls mit Hilfe seiner Söhne und seiner Knechte fürchterlich rächen wird. Ein heimliches Thing soll Klärung bringen.

Die Martinsklause ist der erste Roman um die Probstei der Augustiner Chorherrn in Berchtesgaden. Ludwig Ganghofer schildert die Vorgänge um die Gründung der anfangs sehr schlichten Klause ausführlich und gewissenhaft, aber ohne das Feuer, das ihn bei einigen späteren Romanen beseelt. Erst am Schluss, als der große Berg „König Eismann“ wankt und bricht und das Berchtesgadener Tal in ungeheuerliches Elend stürzt, wird in Ganghofer der dramatische Schriftsteller wach: Er schildert den Bergsturz mit einer schier unglaublichen Eindringlichkeit und mit dem Können eines grandiosen Autors – die Eindrücke von der Verwüstung, der Not und dem Elend bleiben dem Leser unvergessen.

Naturgemäß spielen religiöse Fragen in dem Roman eine große Rolle, wobei die Einstellung des Autors nicht ganz offensichtlich ist. Er scheint durchaus gläubig zu sein, hängt aber trotz seiner katholischen Konfession der evangelischen Glaubensvorstellung, dass nur das Wort Gottes und nicht das der Kirche maßgeblich sei, an. So befürwortet er beispielsweise ziemlich eindeutig durch den Mund einer Figur die

Priesterehe und begründet das mit Worten des Apostels Paulus. Glaubensfanatiker sind ihm ein Gräuel, und er schildert sie so widerwärtig, wie er nur kann.

Der Probst wiederum vertraut aus ganzem Herzen auf Gott, auch wenn er das, was die Einfältigen für Wunder halten, als natürliche Vorgänge abtut. Wer jetzt für den Bergsturz verantwortlich ist, der Christengott oder heidnische Götter, das bleibt offen, auch wenn der Probst die Rettung der Überlebenden, etwa drei Viertel der ursprünglichen Bevölkerung, dem Christengott zuschreibt; aber irgendwo tief in seinem Inneren scheint er sich doch nicht ganz sicher zu sein, ob es über den Dreifaltigen hinaus nicht noch weitere Mächte in Berchtesgaden gibt. Von vier Liebespaaren beziehungsweise Eheleuten gehen zwei zugrunde, aber zweien gönnt Ganghofer wenigstens ein kleines Glück am Ende.

Die Einheimischen glauben jedenfalls fest, dass im Untersberg der König Wute schläft und dass ein goldenes Zeitalter anbricht, wenn er einmal erwacht. Da irren sie sich allerdings, denn dieser Wute ist kein Anderer als der germanische Totengott

Woutan, der die Menschen in der Blüte ihrer Jahre von der Erde reißt. Vielleicht war er es ja, der den König Eismann zum Einsturz gebracht hat und dem Junge wie Alte, Unbekannte wie dem Leser Liebgewordene zum Opfer gefallen sind.

Vom König Eismann fehlt nun die hohe, eisbedeckte Spitze; stattdessen haben sich niedere Gipfel gebildet, acht an der Zahl: Der höchste von ihnen soll der Wazemann sein, und die anderen seine sieben Söhne – sie alle wurden wegen ihrer Schandtaten versteinert, so sagt man bis heute in Berchtesgaden. Das Tal ist jetzt völlig verändert, nachdem das Geröll den langen Königssee – benannt nach Kuno von Horburg, einem Mitbegründer des Klosterstifts – aufgestaut hat.


KEEP CALM AND READ
DANIEL
SILVA
DER
ENGLISCHE
SPION
EIN GABRIEL ALLON-THRILLER

Daniel Silva

Gabriel Allon 2: Der englische Spion
***(The English Spy*, 2015)**
Unbekannter Verlag (558 S./€ xx)
Unbekannter Ort
Genre: Krimi

> Er hielt um ihre Hand an, was seine bevorzugte Anmache war, und als sie ihn abwies, schlug er ihr stattdessen vor, mit ihm ins Bett zu gehen. Irgendwie hatte er damit Erfolg, und die beiden wurden gesehen, als sie gegen Mitternacht in einen tropischen Wolkenbruch hinaustorkelten. Und dies war das letzte Mal, dass jemand ihn zu sehen bekam: um 0.03 Uhr in einer regnerischen Nacht in Gustavia, nass bis auf die Haut, betrunken und mal wieder verliebt. (S. 12)

Spider Barnes arbeitet als Schiffskoch auf der Charterjacht Aurora, die in der Karibik tätig ist. Eines Abends lernt er eine Frau namens Veronica kennen und bleibt von da an verschwunden.

Der Kapitän Reginald Oglivy muss notgedrungen einen Ersatz suchen und findet ihn auf der Insel Saint-Barthélemy in Gestalt des zwar diplomlosen, aber äußerst fähigen Colin Hernandez.

Auf der nächsten Tour ist ein besonderer Gast an Bord, nämlich Amelia List, deren Biographie sich fast gänzlich mit der von Lady Diana deckt. Sie steigt sogleich zu Hernandez ins Bett und erwacht am nächsten Morgen mit einer Überraschung.

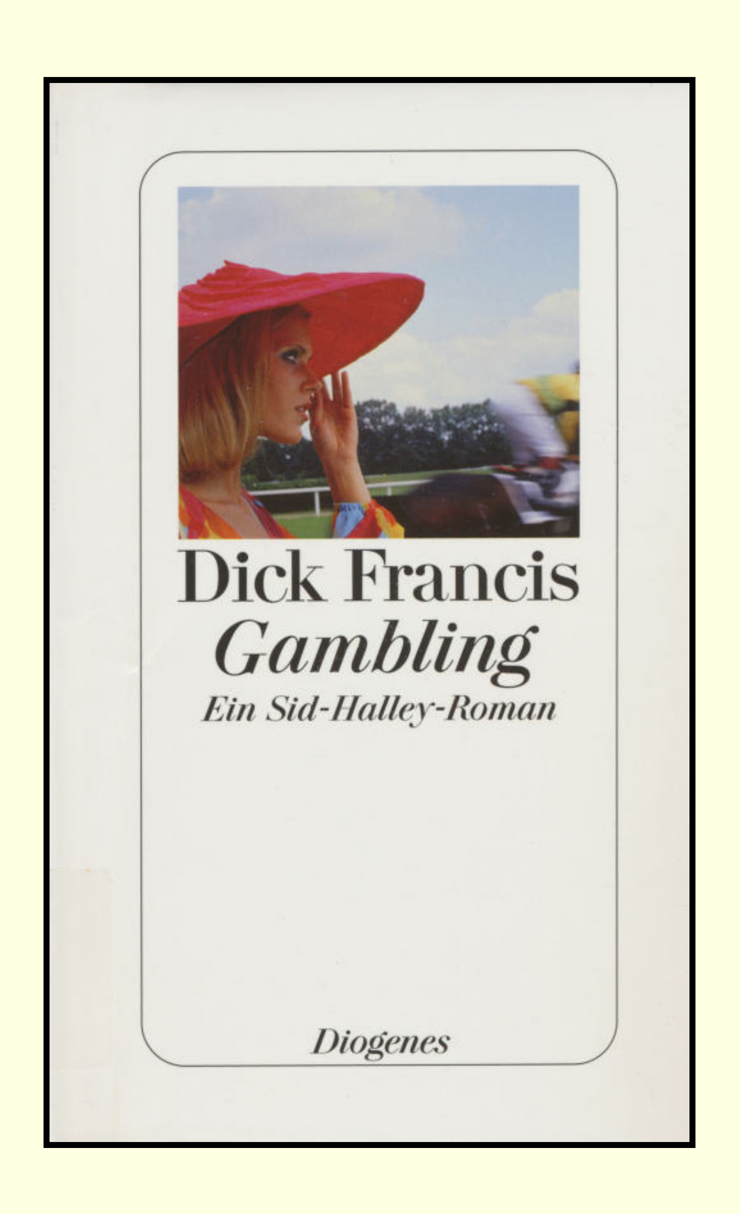
> Amelias Blick streifte seine dunkle Kleidung, bevor sie erschrocken die Pistole mit Schalldämpfer in seiner Hand anstarrte. Als sie schreien wollte, war er bereits heran und bedeckte ihren Mund mit einer Hand, sodass sie keinen Ton herausbrachte. Während sie darum kämpfte, sich aus seinem Griff zu befreien, flüsterte er ihr beruhigende Worte ins Ohr. „Keine Angst, Liebling", sagte er leise. „Es tut fast nicht weh."
>
> Ihre Augen weiteten sich erschrocken. Dann drehte er ihren Kopf mit einem scharfen Ruck nach links, sodass ihre

> Halswirbelsäule brach, und hielt sie sanft in den Armen, als sie starb. (S. 30)

Nachdem Hernandez der englischen Ex-Prinzessin den Hals umgedreht hat, erschießt er den Kapitän, setzt sich in ein Schlachtboot und zündet aus der Ferne eine Bombe, die die Aurora auf den Grund des Meeres schickt.

Selbstverständlich ist das MI5 über das spurlose Verschwinden der Aurora besorgt und engagiert daher den israelischen Meisteragenten Gabriel Allon.

Der englische Spion ist, wie der Titel schon sagt, ein Spionageroman; seine Leser werden angemessen unterhalten.


Dick Francis
Gambling
Ein Sid-Halley-Roman
Diogenes

Dick Francis [Richard Stanley Francis, 1920–2010]

Sid Halley 4: Gambling
(*Under Orders*, 2006)
Diogenes (HC 402 S./
Zürich 2007/120
Aus dem Englischen von Malte Krutzsch
Genre: Krimi

> Tod auf der Rennbahn ist leider nichts Ungewöhnliches. Drei Todesfälle an einem einzigen Nachmittag erregen allerdings auch auf der Rennbahn Aufsehen. Daß nur eines der Opfer ein Pferd war, rief umgehend die Ortspolizei auf den Plan. (S. 7)

Sid Halley war früher Jockey, musste aber seinen Beruf wegen eines fremdverschuldeten Unfalls, der ihn seine linke Hand kostete, aufgeben und betätigt sich nun als Privatdetektiv, vorzugsweise natürlich auf der Rennbahn.

> „Hilfe! Hilfe! Bitte helfen Sie mir!“ Eine Frau mittleren Alters in einer offenen Wachsjacke über einem grünen Tweed-

> kostüm rief laut von der untersten Stufe der Terrasse her. Alle blickten zu ihr hin.
>
> Sie schrie weiter. „Helfen Sie doch, um Gottes willen!“ Paddy und ich liefen zu den Rails am Führring hinüber, und von dort sahen wir auf einen Blick, daß nicht die Frau, sondern der Mann, bei dem sie stand, in Schwierigkeiten war. Er war zusammengebrochen und lag zu ihren Füßen, direkt vor dem brusthohen Maschendrahtzaun, der das Publikum von den Pferden fernhielt. Einige Leute waren bereits zu Hilfe geeilt, und jemand rief nach einem Arzt. (S. 17f)

Ein Mann ist beim Cheltenham Gold Cup tot zusammengebrochen. Nun, so etwas kommt vor, vielleicht hat er ja eine hohe Summe gewonnen oder verloren.

> Der Jubel stieg zu neuen Höhen an, als die Legende von ihrer begeisterten Besitzerin auf den Absattelplatz geführt wurde. Dann starb die Legende. Aus Freudentränen wurden Tränen der Verzweiflung, als der geliebte Champion

> plötzlich strauchelte und aufs Gras fiel, wobei er die Besitzerin umwarf und ihr Bein unter seinem Zehnzentnerleib begrub. Das Publikum verstummte bis auf eine Gruppe von feiernden Wettgewinnern im Hintergrund, die von der eingetretenen Tragödie noch nichts mitbekommen hatten. Die Schreie der Besitzerin mit ihrem eingeklemmten, zerdrückten Fußgelenk drangen schließlich auch zu ihnen durch, und sie wurden still. (S. 33f)

Oven Cleaner, eine Legende der Rennbahn, stirbt nach einem triumphalen Sieg. Auch das kommt vor. Aber anders als der Tod eines Menschen bewegt der eines Pferde-Champions die ganze Nation.

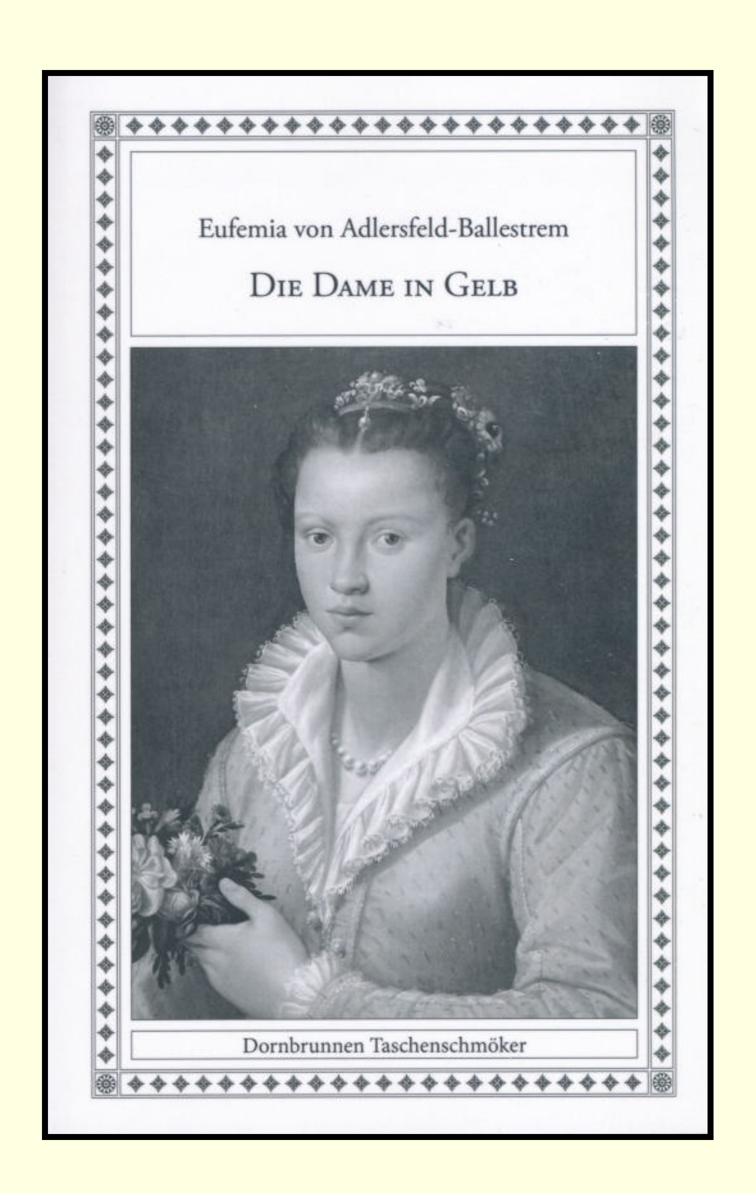
> Ich ging gerade an den in Reihen aufgestellten Übertragungswagen vorbei, als eine junge Frau mit schreckgeweiteten Augen auf mich zustolperte. Ohne ein Wort herauszubringen, zeigte sie auf die Lücke zwischen zwei Wagen. Sie hatte Huw Walker gefunden.

> Er lehnte mit dem Rücken am Reifen eines Ü-Wagens und blickte mich mit einem Ausdruck der Überraschung an. Nur daß seine starren Augen nichts sahen und nie mehr etwas sehen würden. (S. 36)

Ungewöhnlich ist dagegen der dritte Todesfalls des Rennens, nämlich das Hinscheiden des Jockeys Huw Walker, denn Sid Halley erkennt drei Einschusslöcher in seinem Herzen, was einen Selbstmord unmittelbar ausschließt. Zufällig hat Sid zuvor noch mit angehört, wie Walker von seinem Trainer Bill Burton gescholten wurde, weil er ein bestimmtes Rennen gewonnen statt verloren hatte. Sid bezweifelt zwar, das Burton selbst zur Waffe gegriffen hat, aber offenbar hat ein Unbekannter, der höchstvermutlich größere Summen auf Walkers Niederlage gesetzt hatte, Anstoß an dessen Sieg genommen.

Gambling ist ein unterhaltsamer und sachkundiger Krimi aus dem Milieu des Pferderennens und des Wettbetrugs. Da Dick Francis, ähnlich wie sein Held Sid Halley, bis zu einem schwerwiegenden Unfall

selbst Jockey war, kennt er sich in der Szene bestens aus, was seinem Roman eine ungewöhnliche Authentizität verleiht.


Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem
Die Dame in Gelb
Dornbrunnen Taschenschmöker

*von Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia: Dame in Gelb

Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem [Anna Eufemia Carolina Gräfin von Adlersfeld-Ballestrem, 1854–1941]
***Die Dame in Gelb* (1908)**
Edition Dornbrunnen (TB 134 S./€ 9,50)
Berlin 2025
Genre: Phantastik

> Meine Spezialität sind – Kasten. Von der mächtigen Truhe an, die eine ganze Brautausstattung geborgen hat, bis zum kleinsten Nadelkästchen, bis zur Schnupftabaksdose unserer Großväter, Kasten aller Stile, aller Zeiten, Kasten aus Holz, Metallen, Elfenbein, Hörn oder Pappdeckel. Ich darf wohl sagen, dass meine Sammlung Kostbarkeiten enthält, und die schönsten Stücke habe ich oft da gefunden, wo man sie am allerletzten gesucht hätte. Für mich hat jedes Stück meiner Sammlung seine Geschichte, oft nur die Geschichte seines Fundes und seines Erwerbes, aber bei anderen wieder bin ich den Spuren nachgegan-

> gen und bin dabei oft auf die wunderbarsten Schicksale der früheren Besitzer gestoßen. (S. 30)

Der namenlose Icherzähler, vom Stand her ein Graf, muss keinem Broterwerb nachgehen, sondern kann sein Leben dem Steckenpferd des Sammelns von antiken Kästchen widmen.

Bei einem ungeplaneten Aufenthalt in einer holländischen Kleinstadt lässt er sich einen Besuch in einem Trödelladen nicht entgehen. Als er versehentlich einen Haufen übelriechender Säcke umwirft, entdeckt er bei dem Versuch, die Lumpen wieder aufzurichten, darunter eine Kassette.

> „Potztausend, was ist denn das?“, rief ich überrascht, denn ich hielt nichts Geringeres in der Hand als einen Gegenstand, den ich für eine Kassette halten musste, und als ich damit ans Licht trat, sah ich zu meinem unbegrenzten Staunen und freudigster Überraschung, dass es ein kleiner Kunstgegenstand war, wie meine kühnste Phantasie nicht geträumt hätte, ihn hier zu finden. Ein

> Kästchen war's, ja, aber wohl nicht zu profanem Gebrauch, sondern eher eine Art Reliquienschrein. Im Durchmesser von etwa fünfzehn zu zehn Zentimeter hatte das Ding die Form einer gotischen Truhe mit spitzem Deckel und war durchweg aus stark vergilbtem Elfenbein, auf allen sechs Flächen reich und künstlerisch geschnitzt mit Rankenwerk und Arabesken, welche byzantinische Kunst verrieten. An den vier Ecken war die Kassette flankiert von hohen, spitzen Türmchen aus Metall, anscheinend schwer vergoldetem Silber, deren Basis die Füße des kleinen Schreines bildeten. (S. 33)

Der Fund entpuppt sich als mit größter Kunstfertigkeit geschnitzter antiker Reliquienschrein, bei dessen Anblick der Erzähler von einer unbestimmten Übelkeit befallen wird. Der Trödler, Tulpenbloom mit Namen, erzählt, dass das Kästchen der verstorbenen, sehr alt gewordenen Witwe Bridget Heerengracht, geborene Jones, gehörte. Offenbar ist der Trödler so froh, das Stück loszuwerden, dass er nicht einmal

Geld dafür verlangen will, so dass ihm der Erzähler die Bezahlung regelrecht aufdrängen muss.

Der unerwartete Aufenthalt, der Besuch des Trödelladens, die Entdeckung des Kästchens, der Anfall von Übelkeit, die abergläubische Furcht des Trödlers vor dem Stück – all das erweckt den Eindruck, als hätte das Schicksal den Erzähler dazu bestimmt, den Reliquienschrein an sich zu nehmen.

Zu Hause angekommen, untersucht der Erzähler das Kästchen, das scheinbar keinen Deckel und keine Öffnung besitzt. Auf der Unterseite ist jedoch eine Silberplatte eingelassen, in die ein Amateur Inschriften eingraviert hat.

> In der linken Ecke ein Herz, das ein Pfeil durchbohrte – das war noch deutlich zu erkennen. In der rechten Ecke ein Oval von einer kronenartigen Zeichnung überragt, in dem Oval eine heraldische Rose, auch erkennbar, und der Spruch „Senza Spina" – Ohne Dorn. Also zweifellos ein italienischer Wappenschild. In der Mitte war die Jahreszahl 1582 ein-

> gekritzelt und unten „Quousque tandem?“ – Wie lange noch? Daneben das Datum: „May 30“. (S. 39)

Eine Art Wappen verweist mit der italienischen Inschrift „Ohne Dorn“ nach Süden; auf Latein wird gefragt, „Wie lange noch?“ und auf Englisch ist als Datum der dreißigste Mai zu lesen.

Doch dann beginnt das Kästchen seinen Fluch zu wirken: Im Traum erscheint nicht nur dem Erzähler, sondern auch zweien seiner Bedienstenten, an denen er ohne ihr Wissen die Wirkung des Kästchens testet, eine Dame in Gelb, die ein außerordentliches Gefühl des Ekels erregt und die Worte „Quousque tandem?“ spricht.

Um sich von dieser Nervenanspannung zu erholen, reist der Erzähler nach Pisa – aber auch hierhin hat ihn weder sein Wille noch der Zufall, sondern das Schicksal geführt, um das Rätsel des Schreins zu lösen und seinen Fluch zu brechen.

Die Dame in Gelb ist ein ausnehmend faszinierender phantastischer Roman. Der Autorin ist es gelungen, die zahlreichen Rätsel, die sie in dem Werk aufwirft, kunstvoll

zu verschränken und am Ende in perfekter Harmonie aufzulösen. Erwähnenswert ist auch Eufemia von Adlersfeld-Ballestrems gepflegter Stil, der die Lektüre zu einem Vergnügen macht.

Vor allem im neunzehnten Jahrhundert wurde die Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem, die bei den Lesern außerordentlich beliebt war, von den Kritikern wenig geschätzt. Das zeigt, dass sich von damals auf heute bei den Feuilletonisten wenig geändert hat: Sie beurteilen literarische Werke streng nach dem Inhalt, also nach ihrer politischen und gesellschaftlichen Relevanz, haben aber kein Empfinden für die Qualität des Erzählens, das anscheinend für einen Kritiker nicht trocken genug sein kann.


HEYNE
BÜCHER
So viel
Zärtlichkeit
KRIMINAL
ROMAN
M. H. EMBROYA

M. H. Embroya
So viel Zärtlichkeit
Heyne 01/00 099 (TB 158 S./DM 2,20)
München 1961
Genre: Krimi

> „Vielleicht geschah das alles, weil ich Nadja nicht vergessen kann. Wir liebten und wir haßten uns. Jetzt ist Nadja tot. Mit ihrem letzten Lebenshauch hat sie mich verflucht. Vielleicht, weil ich Nadja nicht vergessen kann, geschah das mit Lilian und den anderen Frauen…“ (S. 5)

Chefinspektor Harrison hat eine Reihe von Frauenmorden aufzuklären. Da hilft es ihm, dass eine Schriftrolle gefunden wird, die offenbar der Mörder selbst mit einer Spezialschreibmaschine beschriftet hat.

In seinen Memoiren erzählt der Autor, dass er zuerst seine Freudin Nadja getötet hat und dass er seither wie unter einem Fluch weiter morden muss. So trifft er beispielsweise die todtraurige Lilian Godesh bei einer Gartenparty und hilft ihr alsbald in ein besseres Leben hinüber.

Ich kämpfte meine Nervosität nieder. Sie wich einer erregen“ den Neugier. Wie sah Lilian wohl aus, wenn sie tot war, wie sah sie wohl aus, kurz bevor sie starb? An ihrem nackten Hals schimmerte ein heller Flaum. Ich legte meine Hand wieder darauf. Und Lilian erschauerte ein wenig.

„Sie möchten am liebsten sterben, Lilian“, sagte ich, „aber doch nicht, bevor Sie einmal wirklich glücklich waren? – Was würde Sie denn glücklich machen, Lilian?“

Es kam ganz schnell heraus: „Die Rolle der Betsa in dem Stück von Brunelle.“

Ich kannte das Stück. Es ist so realistisch, daß es schockiert. Die Zuschauer rissen sich darum, schockiert zu werden. Jeden Tag!

Die Rolle der Betsa ist nicht groß, aber sehr eindrucksvoll. Betsa bringt unter einer der Seinebrücken ein Kind zur Welt. Sie ermordet das Kind sofort, wird darüber geisteskrank und ist nun zum erstenmal ein glücklicher Mensch. Sie hält ihr Kind und lächelt vor sich hin — selig, verzaubert. Sogar der Polizist, der

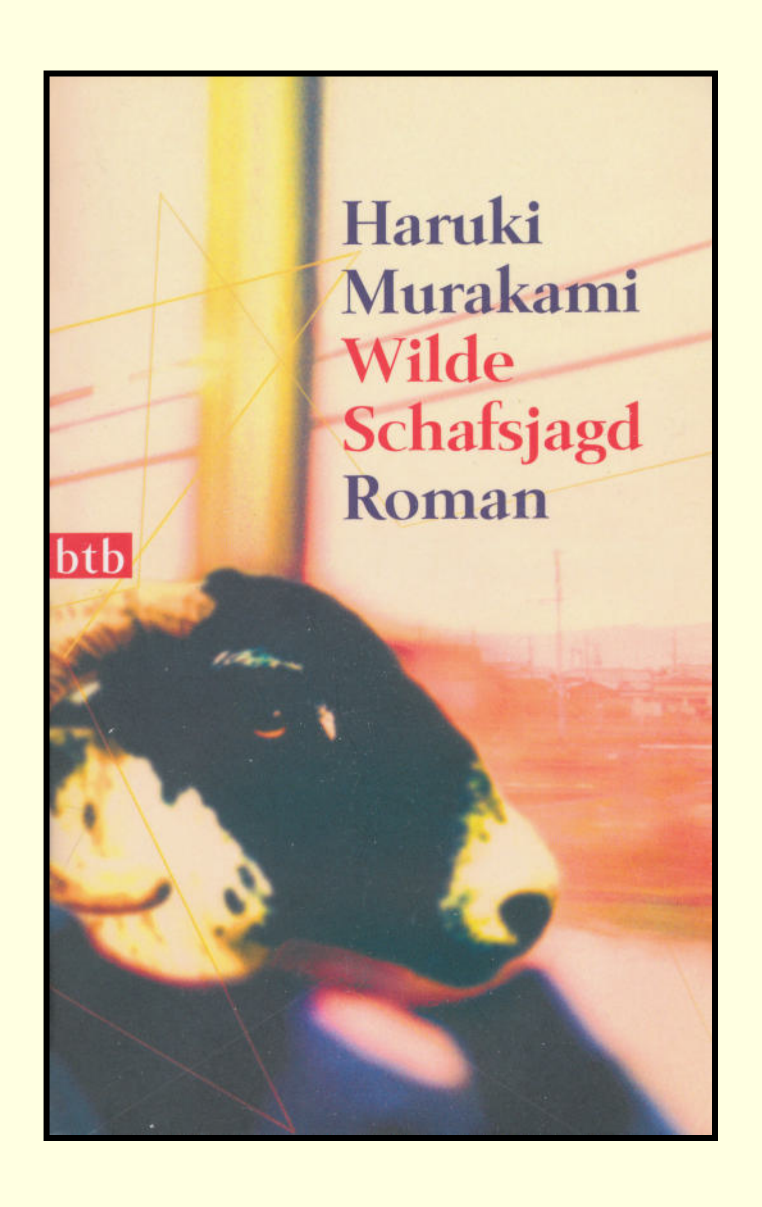
> sie festnimmt, geht dieses Zaubers wegen überaus behutsam mit der Kindsmörderin Betsa um. (S. 8)

Der Erzähler verhilft Lilian zur Erfüllung ihres Lebenstraums und ermordet sie dann in ihrer glücklichsten Stunde.

> Lilian legte sich entspannt in die Kissen: „Komm jetzt zu mir. Ich bin glücklich, ich bin irrsinnig glücklich! Die Rolle! Und du!“ Sie schloß die Augen. Weich, zärtlich und kindlich wirkte ihr Gesicht jetzt.
>
> Ich griff in meine Jacke und legte sie dann ab.
>
> „Küß mich!“ lächelte sie. „Mir ist, als wäre ich berauscht, als hätte ich Flügel. Und liege gleichzeitig ganz schwer …“
>
> Ich beobachtete sie. „Laß die Augen zu“, sagte ich und ging zu ihr.
>
> Als ich das Appartement verließ, war Lilian Godesh tot. Sie lächelte noch immer…“ (S. 13)

So viel Zärtlichkeit ist eine romantisch-gefühlvolle Erzählung um einen Mörder,

der sich in seinem Wahn für einen selbstlosen Wohltäter hält.


Haruki
Murakami
Wilde
Schafsjagd
Roman
btb

Haruki Murakami [1949–]

Wilde Schafsjagd
***(Hitsuji o meguru bōken,* 1982)**
btb 73 474 (TB 316 S./€ 9,00)
München 2006
Aus dem Japanischen von Annelie Ortmanns
Genre: Phantastik

Im Herbst 1969 hatte ich sie zum ersten Mal getroffen; ich war zwanzig und sie siebzehn. In der Nähe der Uni gab es ein kleines Cafe, wo ich mich oft mit Freunden verabredete. Der Laden war nichts Besonderes, aber man konnte dort Hardrock hören und den schlechtesten Kaffee der Welt dazu trinken.

Sie saß immer am selben Platz, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, in ein Buch vertieft. Sie trug eine Brille, die einer Zahnspange ähnelte, und hatte knochige Hände, aber irgendwie war etwas Vertrautes an ihr. Ihr Kaffee war immer kalt, ihr Aschenbecher immer voll mit Zigarettenstummeln. Nur die Buchtitel änderten sich. Mal war es Mickey Spillane, mal Kenzaburö Oe, mal ein Ge-

> dichtband von Allen Ginsberg. Ihr schien alles recht zu sein, Hauptsache, es war ein Buch. Die Studenten, die im Cafe ein- und ausgingen, liehen ihr Bücher, und sie las sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben, nagte sie förmlich wie Maiskolben ab. Damals verlieh noch jeder Bücher, deshalb gingen sie ihr nie aus.
>
> Damals – das waren auch die Doors, die Stones, die Byrds, Deep Purple und die Moody Blues. Es knisterte in der Atmosphäre, und so gut wie alles, hatte man den Eindruck, würde augenblicklich in sich zusammenfallen, träte man nur etwas fester dagegen.
>
> Wir tranken billigen Whiskey, hatten nicht gerade aufregenden Sex, redeten uns die Köpfe heiß und liehen uns gegenseitig Bücher aus. Und langsam, aber sicher senkte sich auch über die linkischen Sechziger quietschend der Vorhang der Weltbühne. (S. 6f)

Der namenlose Icherzähler erinnert sich an seine Freundschaft zu einem eigenwilligen Mädchen, dessen Namen er vergessen hat.

„Hast du schon mal den Wunsch gehabt, mich umzubringen?“, fragte sie.

„Dich?“

„Ja.“

„Wieso fragst du das?“

Sie rieb sich mit den Fingerspitzen die Augen, die Zigarette noch im Mund.

„Nur so.“

„Nein, hab ich nicht“, sagte ich.

„Wirklich nicht?“

„Wirklich nicht. Warum sollte ich dich unbedingt umbringen wollen?“

„Auch wieder wahr“, musste sie zugeben. „Ich dachte nur, wäre nicht schlecht, wenn mich jemand umbrächte. Wenn ich grad fest schlafe oder so.“

„Ich bin doch nicht der Typ, der Leute umbringt!“

„Nicht?“

„Ich glaube nicht.“

Sie lachte, drückte ihre Zigarette im Aschenbecher aus, trank in einem Zug den restlichen Tee und zündete sich eine neue Zigarette an.

„Ich lebe bis fünfundzwanzig“, sagte sie. „Dann sterbe ich.“

> Sie starb im Juli 1978 mit sechsundzwanzig. (S. 12f)

Das Mädchen hat sich fest vorgenommen, nur fünfundzwanzig Jahre alt zu werden, und sie ist tatsächlich im Alter von sechsundzwanzig gestorben.

Aber eigentlich geht es in der Erzählung um ein Schaf. Unerwartet erhält der namenlose Erzähler, der zusammen mit seinem namenlosen Partner eine namenlose Werbeagentur betreibt, Besuch von dem Anwalt eines namenlosen, aber überaus mächtigen und ebenso ruchlosen Politikers – man könnte fast sagen, eines Yakuzas.

> Erstens: Es wird gewünscht, dass Sie die Werbezeitschrift, die Sie für die Lebensversicherung P herausgeben, unverzüglich einstellen."
>
> „Aber das…"
>
> „Zweitens", unterbrach der Mann meinen Partner, „wird um ein persönliches Gespräch mit dem für diese Seite Verantwortlichen gebeten." Der Mann zog aus der Innentasche seines Jacketts ein weißes Kuvert, entnahm ihm ein

> doppelt gefaltetes Blatt und überreichte es meinem Partner. Der entfaltete es und sah es sich an. Es handelte sich um die Fotokopie einer zweifellos von uns für die Lebensversicherungsgesellschaft hergestellten Fotoseite. Das Bild zeigte eine gewöhnliche Hokkaidolandschaft - Wolken, Berge, Wiesen und Schafe, versehen mit den Versen eines irgendwoher entlehnten mittelmäßigen Schäferliedes, weiter nichts. (S. 55f)

Die Werbeagentur hat eine bislang noch nicht ausgelieferte Werbezeitschrift für eine Lebensversicherung drucken lassen, in der unter anderem eine Schafsherde abgebildet ist. Eines dieser Schafe gehört einer anderen Rasse an als die übrigen, ja, sogar einer Rasse, die nicht nur in Japan, sondern offenbar auf der ganzen Welt unbekannt ist.

Der Anwalt verlangt nun, dass die Zeitschrift nicht verteilt, sondern eingestampft wird, wobei der Politiker die Kosten übernehmen wird. Der Erzähler erfährt schließlich, dass der Politiker, den der Anwalt vertritt im Sterben liegt. Er leidet an einem

Hirntumor – der allerdings nicht die Ursache seines körperlichen Verfalls ist –, der ihm schon in jungen Jahren von ebendiesem abgebildeten Schaf angehext wurde. Dieser Tumor war für die grandiose Karriere des Politikers verantwortlich, aber da sich dessen Leben nun zu Ende neigt, beabsichtigt das Schaf, sich einen anderen Wirt zu suchen. Und nur dieses Foto kann den Politiker zu seinem geistigen Lenker führen, den er wenigstens an seinem Lebensende einmal kennenlernen möchte.

Wilde Schafsjagd ist eine kuriose Mischung aus Melodrama, mythologischer Phantastik und satirischer Kritik an der japanischen Politikerkaste.


Erstmals in deutscher Sprache
ED McBAIN
Große Kanonen für kleine Gangster
K
Action-Thriller
ULLSTEIN BÜCHER

Ed McBain [Evan Hunter, geb. Salvatore Albert Lombino, 1926–2005]

Große Kanonen für kleine Gangster
(*Guns*, 1976)
Ullstein 01 886 (TB 188 S./DM 3,80)
Frankfurt/M, Berlin, Wien 1977
Aus dem Amerikanischen von Michael K. Georgi
Genre: Krimi

Am Abend des Überfalls auf den Schnapsladen konnte man Eier auf dem Gehsteig braten. Es war bereits sieben Uhr, und die Luft draußen fühlte sich immer noch wie in einem Backofen an. Colley wollte die Sache abblasen. Sogar in der Cafeteria, deren Klimaanlage lief, schwitzte er.

„Nein“, sagte Jocko. „Ich meine, wir sind bereit, und wir sollten das Ding durchziehen.“

„Aber wenn es so heiß ist“, widersprach Colley, „kann einiges schieflaufen.“

„Nichts geht schief, keine Angst.“

„Vielleicht dreht einer durch, will den Helden spielen“, meinte Colley.

> „In dem Laden ist nur ein Typ“, erklärte Jocko, „und der geht kein Risiko ein, keine Sorge.“
>
> „Oder er dreht durch bei dieser Hitze“, sagte Colley.
>
> „Es wird ihm höchstens heiß werden, wenn ich ihm die Kanone unter die Nase halte“, widersprach Jocko. „Ich sage ihm, wenn er seinen Mund aufmacht, kann er sein Gehirn von der Wand abkratzen.“
>
> „Wie immer“, meinte Teddy mit einem Achselzucken. (S. 5f)

Colley, Jocko und Teddy haben Überfälle auf Schnapsläden zu ihrem Geschäftsprinzip erhoben. Jetzt allerdings, bei ihrem dreizehnten Unternehmen, will der abergläubische Colley kneifen, was er damit begründet, dass es zu heiß sei. Aber da Jocko in großen Geldnöten ist, werden Colleys Bedenken übergangen.

Und so stürmen Colley und Jocko den Schnapsladen Charlisle Liquors, während Teddy draußen im gestohlenen Auto wartet. Doch im Laden haben sich zwei Polizisten in Zivil versteckt.

> „Polizei!“ sagt die Stimme. „Keine Bewegung!“
>
> Aber Colley bewegt sich. Er wendet sich von der Tür ab, von wo aus er die Straße beobachtete, was ihm plötzlich wie eine sinnlose Beschäftigung vorkommt, weil der Ärger nicht von der Straße kommt, sondern von innerhalb des Ladens. Zuerst glaubt er, er hätte sich geirrt. An der Theke scheint sich nichts verändert zu haben. Jocko hält immer noch eine Kanone in der Faust, den Lauf auf das Gesicht von Mr. *Carlisle Liquors* gerichtet, und der alte Mann starrt in die Mündung, nichts hat sich verändert, es ist alles ein Irrtum. *Nicht* der große Fehler, an dem die Operation scheitert, lediglich ein *Hörfehler.* Colley hörte nicht *wirklich* etwas von Polizei, er hörte *in Wirklichkeit* den Verkäufer sagen: „Jawohl, Sir, ich mache die Kasse sofort auf“, und irgendwie, wahrscheinlich wegen der schlechten Akustik, *dachte* er nur, er hätte jemand „Polizei! Keine Bewegung!“ sagen hören. (S. 27)

Und so nimmt das Verhängnis seinen Lauf.

Der eine, der sich Colley nähert, hält die Marke in der Hand. Er hält sie wie einen Schutzschild, nicht wie eine kleine Erkennungsmarke. Er hält sie wie einer von König Arthurs Rittern. Mit diesem Schutzschild kann ihm nichts passieren. Er ist Lancelot mit seinem verfluchten Schild. Zum erstenmal in seinem Leben möchte Colley von seiner Waffe Gebrauch machen. Nicht, weil er so große Angst hat (obwohl er große Angst hat), auch nicht aus Wut, weil das Ding schiefgegangen ist (obwohl er auch wütend ist), sondern nur um diesem Bullen zu zeigen, wie dämlich er mit dieser Marke aussieht. Was glaubt er wohl, was es ist, ein magisches Schild oder so etwas Ähnliches? Hält es vor sich ausgestreckt und meint, es schützt ihn vor den bösen Schurken? Von wegen, denkt Colley und drückt auf den Abzug.

Der Bulle will gerade wieder „Polizei!" sagen. Er bringt nur einen Teil des Wortes heraus. Er sagt „Po", und dann fährt ihm die Kugel genau in den Mund. Es ist, als ob die Kugel den Rest des Wortes

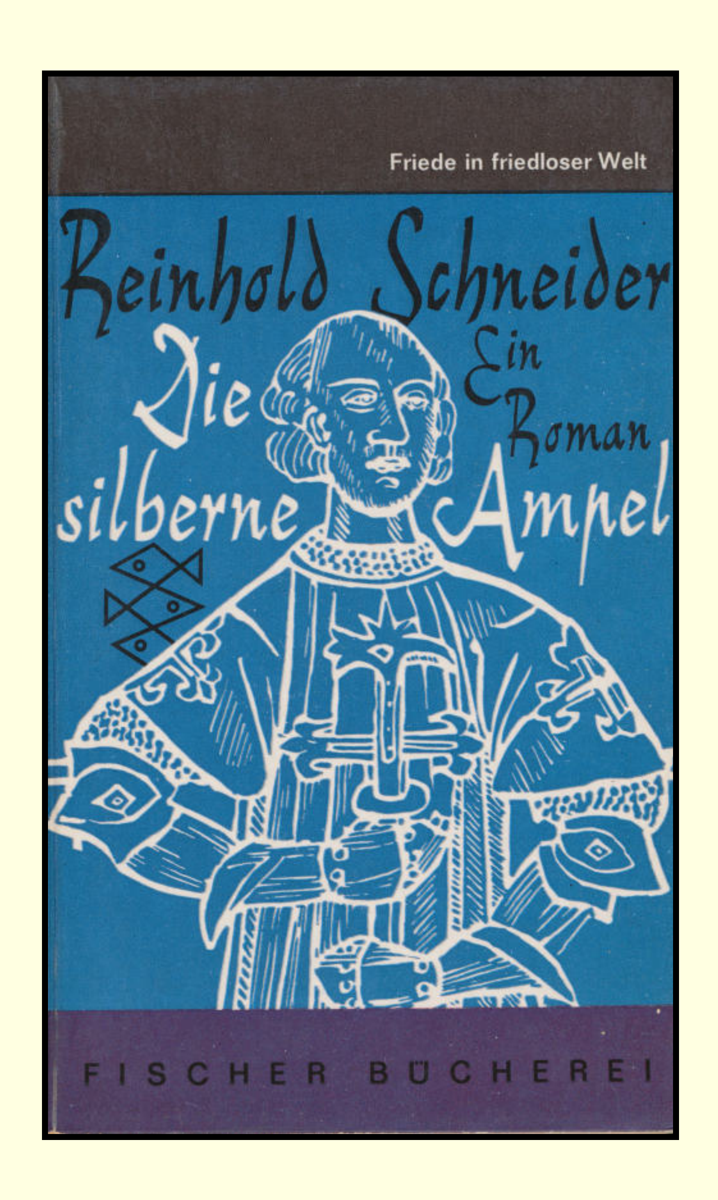
> in seine Kehle zurückrammt und es in tausend rote und gelbe und weiße Kügelchen zerbricht, die aus seinem Hinterkopf geflogen kommen und auf ein „Seagram“-Poster hinter ihm spritzen. Er führt eine beinahe komische Schleuderbewegung aus; die Wucht der Kugel reißt ihn nach hinten, während sich seine Beine immer noch vorwärts bewegen und plötzlich in der Luft strampeln. Er fliegt rückwärts durch die Luft, verhält einen winzigen Moment wie bei einem umgekehrten Kopfsprung, mit weit ausgebreiteten Armen, die Marke in der einen, den Colt in der anderen Hand, den Rücken durchgedrückt, den Kopf zurückgeworfen und voll Blut. Dann kracht er plötzlich auf den weißen Kunststoffboden und reißt dabei ein Weinregal um. (S. 28f)

Colley tötet den einen Polizisten, während sich Jocko und der andere gegenseitig verwunden. Colley und Teddy, der hinzugekommen ist, schleppen Jocko ins Auto und bringen ihn zu dessen Freundin Jeanine, die seine nicht lebensgefährliche Armwunde

versorgt, während Teddy das Auto verschwinden lässt.

Jocko und Teddy sind somit einigermaßen in Sicherheit, aber auf Colley, den der Ladenbesitzer genau gesehen hat, beginnt eine lange Hetzjagd, die erst mit seinem Tod endet.

Große Kanonen für kleine Gangster ist in einem ausdrucksstarken Stil erzählt. Leider ist sich der Autor seiner diesbezüglichen Begabung nur zu sehr bewusst, so dass er alle – zugegebenermaßen vorzüglich geschilderten – Szenen über Gebühr ausdehnt.


Friede in friedloser Welt
Reinhold Schneider
Die silberne Ampel
Ein Roman
FISCHER BÜCHEREI

*Schneider, Reinhold: Silberne Ampel

Reinhold Schneider [Reinhold Karl Werner Schneider, 1903–1958]
***Die silberne Ampel* (1956)**
Fischer 00 424 (TB 170 S./DM 2,40)
Frankfurt am Main und Hamburg 1961
Genre: Historischer Roman

> In Gottes Namen! Es ist die Oktav von Ostern im ersten Jahr der Regierung Dom Joãos IL, dreizehnten Königs des Reiches Portugal und König von Algarve, als welcher er der achte christliche Herrscher ist. Gestern zogen die Frauen von Lissabon, mit Rosen bekränzt und Pfirsichblüten in den Armen tragend, herauf in unsere Kirche an das Grab des seligen Kronfeldherrn, des Stifters und Ruhmes unseres Klosters. Sie schwangen ihre Tamburine und Schellentrommeln und tanzten um die Grabplatte vor dem Hochaltar unter der silbernen Ampel und sangen:
>
> O gram Condestabre
> Nun'Alvares Pereira

Defendeo Portugal
Com sua bandeira
E cum seu pendon.

Und die den Chor bildeten, klatschten in die Hände und antworteten:

Não m'o digaes; nom
Que santo é o conde! (S. 7)

Man schreibt das erste Jahr der Herrschaft von König João II. (1455–1495), also 1481. Der Chronist Fr. José Augusto, ein Mönch aus Lissabon, schildert die Verehrung, die dem früheren Konnestabel Nuno Alvares Peireira (1360–1431), dem Retter Portugals, entgegengebracht wird. Der Kronfeldherr gilt als Heiliger, und wer sich auf seine schlichte Grabplatte im von ihm selbst gegründeten Karmeliter-Kloster, das direkt gegenüber dem Königspalast steht, legt, an dem werden Wunder getan.

Wann wurde es je gehört, daß einem Kriegsmann solche Ehren erwiesen werden? Das begann damit, daß Dom Duarte, Sohn und Nachfolger seines Kö-

nigs Dom João I., ein liebreicher Mann, der ihn oft hier oben besucht hat, um sich mit ihm über das Geschick der Reiche zu besprechen, eine Ampel aus schwerem Silber stiftete, die über seinem Grabe aufgehängt werden und brennen sollte zum immerwährenden Gedächtnis. Mit ihr hat sich im vergangenen Winter Wunderbares zugetragen, das ich zur Beherzigung und zum Zeugnis aufschreiben will: Bald nach Weihnachten, als endlich das Geschrei der Truthühner aufgehört hatte, weil sie am Festtag waren geschlachtet und gegessen worden, um die stille Mittagszeit also, als die Tore offen waren, die Kirche aber leer, schlich sich ein Schurke aus der unteren Stadt ein. [Man muß in Lissabon überhaupt streng zwischen den Bewohnern der Stadtviertel unterscheiden, des oberen und unteren, des östlichen und westlichen. Der Bodensatz zieht nach unten.] Der Gauner also riß die Lampe aus dem Gehänge und wollte fliehen. Aber vor dem Portal verwirrte sich sein Verstand, versagten ihm die Beine. Er warf die Lampe hinaus

> auf die Stufen und blieb liegen, wie eine Ratte in der Falle. So fand ihn der Guardian. Und der sorgte dafür, daß dem Frevler am Heiligtum das volle Maß verdienter Gerechtigkeit zugeteilt wurde. (S. 8f)

Die silberne Ampel, von der die Rede ist, wurde vom Sohn und Nachfolger König Joãos I., Dom Duarte I. (1391–1438) zu Ehren des Seligen gestiftet.

> Herren und Damen der Kronen Portugal, wie Kastilien, Leon und Aragon oder der Insel Mallorca, waren lebensfreudigen Blutes und gingen so manches Bündnis ein, von dem es erst beim Jüngsten Gericht offenbar werden wird, ob irgendein Mönchlein es gesegnet hat oder nicht. Das ist aber ein Umstand, der auf das engste mit meinem Thema, dem Leben des seligen Kronfeldherrn, zusammenhängt: es hat sich in einer Zeit der Bastarde abgespielt, und zwar in ihrer Blütezeit. Sie sind nie kräftiger gediehen. Und man kann das Geständnis nicht unterdrücken, daß wir Treu-

> und Zölibatsbrüchen das Beste zu verdanken haben. (S. 11f)

Der Chronist muss gestehen, dass die Könige und Fürsten von Spanien ebenso wie die geistlichen Herren weder das Verbot des Ehebruchs noch das Gebot der Keuschheit zu achten pflegten. Selbst der selige Kronfeldherr, der seine alten Tage im Kloster verbrachte, war der Sohn eines Priors und hatte wenigstens zehn Brüder und ungezählte Schwestern von den verschiedensten Müttern, wie wir später erfahren.

Der uralte Chronist hat von seinem Prior die Aufgabe erhalten, das Leben des Kronfeldherrn so getreulich wie möglich zu schildern. Er ist auserwählt worden, weil er der letzte Lebende ist, der den Bruder Nuno im Kloster noch gekannt hat. Zuerst hat er sich gesträubt, weil ihm die Last zu schwer und seine Fähigkeiten zu gering erschienen, doch als der die befohlene Aufgabe beginnt, da strömt die Erinnerung in Bächen und Flüssen und es fließen die Worte und Sätze nur so dahin. Ja, es ist schier unglaublich, was diese schlichte Mönch alles weiß über

die Geschichte Portugals und seiner Fürsten in jener kriegerischen Zeit.

> Empörend aber ist es, daß heute unsere eigenen Chronisten diese Glorie schwärzen, indem sie bezweifeln oder gar leugnen, daß in jenen wunderbaren Zeiten – später war es nicht ganz so, wie ich noch vorbringen werde – auf einen jeden Portugiesen hundert Feinde kamen, mit denen er nach Gebühr fertig geworden ist, und daß danach auf dem Leichenfeld unzählige Krieger gefunden worden sind, denen die langen Haare unter dem Helm hervor und die Busen aus den Panzern quollen: denn auch die maurischen Weiber kämpften mit – und nicht schlechter als die Männer, woraus allein schon zu erkennen ist, wie groß die Macht des Vali Ismar war. (S. 13)

Einerseits gibt der Chronist zu, dass die alten Erzählungen, in denen ein Portugiese gegen hundert Feinde siegreich kämpfte, etwas übertrieben waren, aber die heutige

Neigung, die Taten der Vorfahren herabzusetzen, missbilligt er scharf.

Die Geschichte des Königreichs Portugal beginnt, das muss man wissen, mit Dom Afonso Henriques (1109–1185), genannt o Conquistador, der als Graf von Portugal dem König von Kastilien untersteht, den Mauren aber so große Gebiete entreißen kann, dass es ihm möglich ist, sich 1139 zum König von Portugal aufzuschwingen und sich von Kastilien zu lösen. Seither versuchen die Könige von Kastilien immer wieder, Portugal ihrem Reich einzugliedern, und zur Zeit der Herrschaft von Dom Fernando I (1345–1383), genannt o Formoso, auch o Inconstate, unternimmt König Enrique de Trastámara von Kastilien (1334–1379), genannt el Fratricida, einen erneuten Versuch, Portugal zu unterwerfen, sowohl mit militärischer Gewalt als auch mit dynastischen Verträgen, denn Fernando I. hat als Erben nur eine Tochter.

Doch da tritt Nun'Alvares auf, der Retter der Vaterlandes, und bewahrt mit militärischen Siegen über eine schier überwältigende Übermacht Portugal die Unabhängigkeit. Insbesondere sichert er den Fortbe-

stand des Königtums, indem nach dem Tod Dom Fernandos I., einen seiner Bastarde, Dom João, Mestre de Avis (1357–1433), auf den Thron als Dom João I, o de Boa Memória, verhilft und die Intrigen der ehebrecherischen Witwe, Leonore Teles de Menezes (1340–1386) vereitelt.

Und nicht nur das, Portugal steigt in den nächsten Jahrhunderten zu einer Weltmacht auf – aber das kann der Chronist, der vor 1483 verstorben ist, nicht wissen.

Die silberne Ampel ist ein literarisches Meisterwerk. Der vorgeblich so schlichte und demütige Chronist erzählt mit ungeahnter Verve von Kriegen und Intrigen, Heldentagen und Schandtaten, von Schurken und Heiligen. So sehr er auch anfangs auch ziert, schreckt er dann doch nicht davor zurück, nicht nur die Vorzüge, sondern auch die Schattenseiten seiner Figuren in ein grelles Licht zu tauchen – erzählt in einer unnachahmlich klaren, eindringlichen und faszinierenden Sprache.

Nur auf seinen großen Nationalhelden und Heiligen, Nun'Alvares, lässt er nichts kommen – dieser ist für ihn sakrosankt. Nun'Alvares wird bereits kurz nach seinem

Tod vom Volk als Heiliger verehrt, aber die Kanonisierung durch den Vatikan lässt auf sich warten. Der Chronist erlebt sie nicht – und der Autor auch nicht, denn sie erfolgte erst im Jahr 2009 durch Benedikt XVI., der offenbar ein Faible für Volkshelden hatte.

Es folgen noch zwei Beispiele für die Darstellungskraft Reinhold Schneiders. Im ersten Abschnitt lässt sich der alt gewordene Dom Fernando I. zum Franziskanerkloster hinübertragen und besichtigt dort die Beinhäuser.

> Er ließ sich, wie nun oftmals, zu den Franziskanern hinübertragen, die, von den Königen begünstigt, in der neuen Weise, in der auch der Kronfeldherr unser Kloster hat errichten lassen, Kirche und Kloster bauten, gegenüber dem Königspalast. Dom Fernando winkte den Bauleuten: sie sollten nicht einhalten; er strich gelassen den Staub von seinem blauen, mit goldenen Bildern bestickten Mantel. Im Kreuzgang, der schon ganz ummauert war, ließ er sich niedersetzen. Hier hatten die Mönche Schädel und Schenkelknochen aufgehäuft, mit

denen sie – wie die ein wenig bäurischen Nachfolger des heiligen Franziskus sind – nur der heilige Antonius, der Portugiese, ist feineren Geistes gewesen –; mit diesem Gebein also wollten sie die Gewölbe einer Kapelle auskleiden, was sie auch später mit erstaunlicher Geduld, aber jeglichem Kunstgeschmack zur Beleidigung, zuwege gebracht haben. Gerade vor dem Königspalast sollte der Tod seine Predigt halten. Sie fragten herum nach den Schlachtfeldern an der Grenze, wo in irgendeiner Grube die Leichen von Freund und Feind zusammengeschüttet worden waren; mancher Maurenschädel mag ihnen dabei in die Hände gekommen sein, der ja vom Tode auch nicht weniger zu melden hat als die Knochen eines Christen; und manchmal hatten sie Glück und fanden einen verzierten Schwertknauf oder ein mit Steinen besetztes Amulett. Wo die Grüfte in einer Kirche geräumt werden mußten, die die Pest allzu schnell gefüllt hatte, fuhren sie mit ihrem Eselskarren vor; sie erbettelten sich die Erlaubnis, hinter den Hospitälern und Sie-

> chenhäusern graben zu dürfen; auch Judenschädel waren ihnen recht, und eben, als der König sich schauernd niedersetzen ließ, keuchte ein altes Paterchen unter einem Sacke heran; es goß ihn aus, wie man einen Sack Äpfel oder einen Korb Orangen ausleert; die Schädel klapperten, verloren ihre Zähne, und einer lief bis vor Dom Fernandos spitzen Schuh; der stieß ihn aber mit Abscheu zurück und zog sich den Mantel um die Schultern, während der Mönch seinen Sack ausstäubte, wohlgefällig den Knochenberg betrachtete und dann ins Refektorium ging. (S. 81f)

Und hier erteilt der altersschwache König den Befehl, den ständigen Liebhaber seiner Frau, den galizischen Adeligen Juan Fernandez de Andeiro (1320–1383), noch vor seinem Ableben zu ermorden, was erst von einem seiner Bastarde nach seinem Tod vollstreckt werden konnte.

> „Nein, Fernan Alvarez“, rief der König, sich herausbeugend, „Du kehrst um, nach Evora, nach Elvas. Nimm den Ring

> hier, er ist Deine Vollmacht und soll Dein Lohn sein, und diesen Dolch, den ich Jahr um Jahr auf meinem Leibe getragen habe. Ich habe nicht mehr Zeit. Aber – Du verstehst mich – der Andeiro soll vor mir hinab. Spute Dich! Lasse Dir in der Burg hier das beste Pferd geben. Höre! Und wenn er in ihren Armen liegt: Dann, gerade dann!“ (S. 85)

Eine Nachschrift von unbekannter Hand aus dem Jahr 1755 berichtet, wie das große Erdbeben, verbunden mit einer ungeheuerlichen Flutwelle, nicht nur den größten Teil von Lissabon, sondern das das Kloster und die Grabstätte von Nun’Alvares für immer hinwegfegt.


MARION WAGNER
OACHKATZLKILLER
Kriminalroman
emons:

Marion Wagner
Oachkatzlkiller
emons: (PB 288 S./€ 14,00)
Köln 2025
Genre: Krimi

> „[…] Jedenfalls ist die Moni ins Büro von der Frau Rutzenhofer gegangen, und da hat sie sie gefunden, mit zerdeppertem Kopf. Die Moni hat geschrien wie blöd, das hätt ich auch. War bestimmt kein schöner Anblick.“ Marika schließt die Augen.
>
> „Zerdepperter Kopf?“
>
> „Ja. Moni sagt, sie lag mit dem Gesicht auf dem Boden und hatte ein Loch im Schädel. Alles war voller Blut. Wahrscheinlich wurde sie mit so einem großen Silbervieh erschlagen, einem Eichhörnchen. Getötet im Oachkatzlhof mit einem Oachkatzl. Es ist so schrecklich.“
> (S. 51)

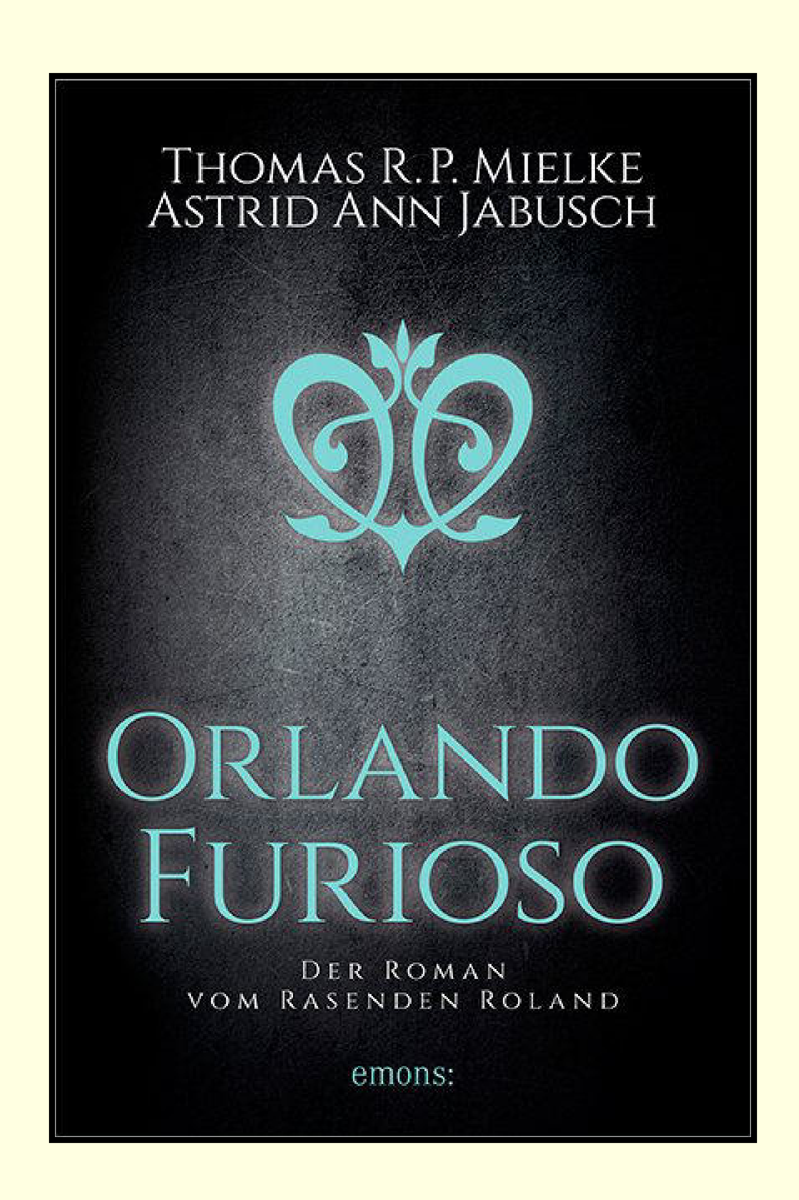
Dorothea Schweigkhofer, die Icherzählerin, will sich von der schmerzlichen Trennung von ihrem Lebensgefährten erholen, und ihre Freundin Gabriele Sosnovski sucht Ur-

laub von ihrem treuen Uwe. Daher haben sich Beide in dem Wellnesshotel „Oachkatzlhof“ im Bayerischen Wald einquartiert und lassen sich dort nach allen Regen der Kunst pflegen.

Doch dann macht ihnen die Terminplanerin Marika die schreckliche Mitteilung, dass das Zimmermädchen Moni die Hotelleiterin Nadine Rutzenhofer ermordet aufgefunden hat, erschlagen mit einer Eichkätzchenstatue.

Die Polizei verhaftet sogleich den Physiotherapeuten Ricardo, der ihr als Hauptverdächtiger gilt. Nur Gabi weiß, dass Ricardo unschuldig ist, weil er nämlich die Nacht mit ihr verbracht hat – aber das kann sie nicht aussagen, wenn sie nicht ihre Ehe zerstören will. So machen sich Doro & Gabi auf eigene Faust daran, den wahren Schuldigen aufzuspüren.

Oachkatzlkiller ist ein amüsanter Krimi mit viel Lokalkolorit.


Thomas R. P. Mielke
Astrid Ann Jabusch
Orlando Furioso
Der Roman vom Rasenden Roland
emons:

Thomas R. P. Mielke & Astrid Ann Jabusch [Thomas Rudolf Peter Mielke, 1940–] [Astrid Ann Jabusch, 1958–]

Orlando Furioso. Der Roman vom Rasenden Roland **(2002)**
Emons (PB 558 S./€ 12,30)
Köln 2016
Genre: Phantastik

> *Oh ja, ich will das Hohelied über die Zeit der Ritter und der edlen Damen singen, über furchtlose Recken, finstere Gesellen und die feine ritterliche Art. Ich will euch erzählen, was alles geschehen ist, als die Sarazenen von Afrika und Spanien her ins Reich der Franken eindrangen.* (S. 9)

Orlando furioso, das ist der Rasende Roland, und er hat wirklich gelebt: Hruotland (736–778) war Graf der Bretonischen Mark im Frankenreich Karls des Großen und fiel als Anführer der Nachhut beim Rückzug auf dem Pyrenäen-Pass bei Roncevaux. Um 1100 entstand das altfranzösische Versepos *La Chanson de Roland*, das von seinem heldenhaften Kampf berichtet – seinen letzten

Gegner erschlägt er, bereits tödlich verwundet, noch mit seinem Horn Olifant.

Matteo Maria Boiardo (1441–1494) schrieb ab 1469 ein großes Versepos über den Helden, *Orlando innamorato,* worin sich Orlando unsterblich in die Prinzessin Angelica aus Cathay verliebt, sie aus tausend Gefahren rettet und an den Hof Karls des Großen nach Paris bringt. 1483 veröffentlichte Boiardo die ersten beiden Teile des Werkes, das jedoch unvollendet blieb.

Ludovico Ariosto (1474–1533) nahm dem Stoff auf und führte ihn weiter, unter dem Titel *Orlando furioso,* was auch erklärt, warum sein Epos so abrupt beginnt. 1516 – genau fünfhundert Jahren vor Veröffentlichung dieses Buches – erschien die erste Fassung mit vierzig Gesängen. 1532 hatte das Werk nach zahllosen Überarbeitungen bereits sechsundvierzig Gesänge erreicht, blieb aber dennoch unvollendet. Der Erfolg war ungeheuer, und der Ruhm des Werkes ist bis heute nicht verhallt.

Orlando furioso ist von zahllosen Hauptfiguren bevölkert, die in verschiedenen, unabhängigen und doch sich immer wieder kreuzenden Handlungssträngen auftreten –

eine Plotstrategie, die sich heute bei Unterhaltungsromanen wieder großer Beliebtheit erfreut – und die unglaublichsten Heldentaten bestreiten. „Abenteuerlich“ in mehreren Wortbedeutungen ist der Inhalt des Epos’: Einerseits wird gekämpft und geliebt und gestritten und verloren und gesucht in einem fort. Andererseits spielt das Märchenhafte eine ungeheure Rolle: Es gibt verzauberte Schwerter, Rüstungen und sogar Pferde; der Geist Merlins spukt; und schließlich verliert Orlando aus Liebeskummer seinen Verstand – daher der „Rasende“. Weil aber alle verlorenen Gegenstände sich auf dem Mond wiederfinden, wie ja jedes Kind weiß, reist Prinz Astolfo auf einem Hippogryphen ebendorthin und bringt das verlorene Objekt in einer Flasche wieder zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurück. Nur sterben darf Orlando nicht – da stirbt lieber der Autor vor ihm.

Orlando furioso war ein früher Vertreter des reinen Unterhaltungsromans: Ariosto wollte weder belehren noch bekehren noch bilden, sondern einfach nur seinen Lesern mit einer wundersamen und spannenden Geschichte eine Freude machen – was ihm

auch gelungen ist, daran besteht kein Zweifel.

Trotzdem kann man auch aus seinem Werk etwas lernen: Wenn in den französischen und englischen Artus-Epen eine Damsel in Distress ist, dann wird sie meist von einem finsteren Ritter gejagt, aber von einem edlen, selbstlosen Ritter gerettet. Bei Ariosto dagegen kämpfen zwei keineswegs schurkische, sondern durchaus angesehene Ritter bis zur völligen Erschöpfung um das Vorrecht, die Dame als erster vergewaltigen zu dürfen. Offenbar sah man in Italien die Frage der Ehre schon damals etwas anders.

Der *Orlando furioso* wurde oft ins Deutsche übersetzt – aber selten vollständig –, erstmals von Diederich von dem Werder 1636. Friedrich Schiller hat 1793 eine Teilübersetzung herausgegeben – von wem sie stammt, ist nicht zu eruieren, möglicherweise von ihm selbst. Hier flieht gerade die schöne Angelica nach einer verlorenen Schlacht:

> Die Schöne lenkt ihr Roß zurück,
> Und jaget mit verhängtem Zügel,
> Durch wildverwachs’ne Thäler, über Hügel,

Mit athemloser Brust, und angsterfülltem
Blick.
Das Roß durchfliegt die selbstgewählten
Pfade:
Nachdem es lang des dichten Waldes Nacht
Und manchen Busch durchflogen, macht
Es plötzlich Halt an eines Stroms Gestade.
(Erster Gesang, 13. Strophe)

Im Original:

La donna il palafreno a dietro volta,
e per la selva a tutta briglia il caccia;
né per la rara più che per la folta,
la più sicura e miglior via procaccia:
ma pallida, tremando, e di sé tolta,
lascia cura al destrier che la via faccia.
Di sù di giù, ne l'alta selva fiera
tanto girò, che venne a una riviera.

Die Übersetzung von Otto Gildemeister von 1882:

Das Mädchen aber mit verhängtem Zaum
Jagt auf dem Zelter durch das Waldgehege,
Gleichviel, durch Dickicht und durch freien
Raum,

Ohn’ umzuschauen nach dem bessern Wege.
Erbleichend, zitternd, ihrer mächtig kaum,
Läßt sie dem Gaul die Wahl der Pfad’ und Stege;
Wohl auf und ab geht’s durch den tiefen Wald,
Und dann an einem Flusse macht sie Halt.

Eine englische Versübersetzung, von Barbara Reynolds:

The lovely damsel turns her palfrey round
And through the wood full pelt she gallops off.
Whether in clearings or where briars abound,
Not caring if the going’s smooth or rough,
She lets her plunging palfrey choose the ground:
She, pale and trembling, scarce has wits enough.
Deep in a savage wood, as in a dream,
She roams, and comes at last upon a stream.

Eine englische Prosaübersetzung, von Richard Hodgens:

> She turned the palfrey and drove into the depths of the wood, not down the path back to the battlefield. And in the wood she drove not down the safest way, but recklessly, anywhere. Pale, trembling, crazed with fear of Rinaldo, she let the palfrey choose the way in the wilderness, only urging him on with her heels. And he raced on until he came to the bank of a river.

Noch eine englische Versübersetzung, von David S. Slavitt:

> Having turned her horse around, the lady
> hurries away disturbed with the reins held
>   slack.
> She lets the animal find its way through
>   the shady
> underbrush, while often she looks back
> for any sign of the knight she wants to
>   evade. He
> is on foot, but still, he may follow her
>   track.

> Back and forth the horse meanders until
> they emerge at a riverside down a lit-
> tle hill.

Und nun die Version von Mielke & Jabusch:

> Sie wendete augenblicklich auf dem engen Weg und ließ den Hengst zurückjagen. Mit verhängtem Zügel und in vollem Lauf wollte sie schnell fort von dem Mann, der sie so heftig begehrte. Sie achtete nicht mehr darauf, welchen Weg das schnelle Pferd nahm. Zweige klatschten gegen ihren Körper. Dichter, dunkler Wald wechselte mit hellen und sonnigen Lichtungen. Bergauf, bergab trug sie das Pferd, bis sie schließlich am ganzen Körper zitternd ein Flussufer erreichten. (S. 11)

Wie man sieht, hält sich der neue *Orlando Furioso* inhaltlich eng an die Vorlage – laut Nachwort wurden neben den italienischen Quellen auch englische, französische und deutsche Versionen und Kommentare benutzt. Aber es ist auch keine reine Prosaübersetzung, sondern die Autoren formu-

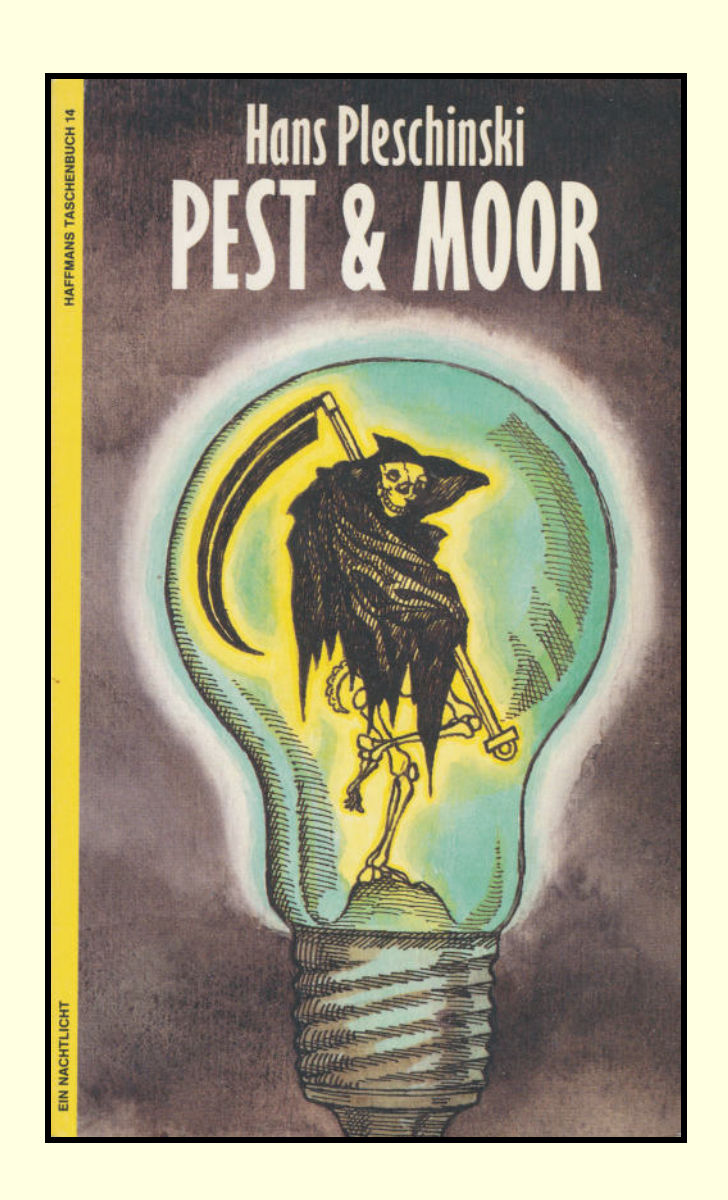
lieren den Text neu und schmücken ihn dort aus, wo es ihnen nötig erscheint.

Übrigens haben die Autoren nach eigenem Bekunden auch gekürzt, zusammengefasst und für die heutige Zeit erklärt, wo es ihnen notwendig erschien. Und einige Dutzend Personen habe man auf den „Mond des Vergessens“ geschickt, denn Ariosto fühlte sich verpflichtet, der Familie seines Gönners, der Este, einen besonderen Platz im Epos einzuräumen, was heutige Leser sicherlich nicht mehr interessiert.

Orlando Furioso umfasst die ersten vierzig Gesänge; die letzten sechs werden in einem Epilog kurz zusammengefasst. Als Begründung wird angeführt, dass diese letzten Gesänge immer wieder geändert wurden. Es soll sogar noch fünf weitere geben, die aber nicht mehr aus der Feder Ariostos stammen.

Die Erstausgabe von 2002 war übrigens noch ganz allein Thomas R. P. Mielke zugeschrieben; nur im Impressum wurde Astrid Ann Jabusch für „Recherchen, Mitarbeit und Vorlektorat“ erwähnt.

Und bevor wir es vergesse: *Orlando Furioso* wurde mit dem *Ersten Deutschen Fantasy Preis 2016* ausgezeichnet!


Hans Pleschinski
PEST & MOOR
HAFFMANS TASCHENBUCH 14
EIN NACHTLICHT

Hans Pleschinski [1956–]

Pest & Moor. Ein Nachtlicht (1985)
Haffmans TB 1014 (TB 224 S./DM 10,00)
Zürich 1988
Genre: Phantastik

Man kennt es ja, man weiß Bescheid: Kolberg!

Doch beileibe nicht schon immer war diese Stadt an der Ostseeküste die herbe Attraktion, das sicherlich auch etwas ungeschliffene Juwel Hinterpommerns gewesen. Und wahrlich nicht seit je konnte die Volksweise „In Elbing war's mir zu dumm/drum treib ich mich in Kolberg rum" als gültiger Beleg für die gewisse Lebenssüße dieser so enorm nordöstlichen Backsteingemeinde gelten.

Eine ganz andere Rauhigkeit und vertorfte Entlegenheit herrschten hier nämlich in jenem schwindelerregend weit weg gesackten Jahre, in welchem der namenlos gebliebene Stadtchronist mit seinem Gänsekiel und voller Bangigkeit auf sein Pergament die düstere Zeitung krakelte:

> „Da hatt im Jarre des zornigen Härrn 1348, alswo die Pestseuchen schon gantz Mecklenpurg mitsamten synem hohen Hertzög nydergestrekket hatte, die Markgräffyn dero seltzamen Einfall mit die Spitalssürprise gehabt und hatt in dero Statt Kolberck manniglich Verwirrung und Wahn anrieht. Gott sey nun mit uns. Erparm dich Harre, errett dyn irdisch Jammerthal.“ (S. 7)

Im Jahr 1348 herrscht über Kolberg die Markgräfin Irene von Kolberg und Körlin. Es ist das Jahr, in dem bald die Pest ausbrechen wird.

Von ihrer Magd und Leibdienerin Christine muss sich Irene allerhand Vorwürfe anhören.

> „Versündigt Euch nicht!“ zischte es plötzlich. „Auch mit Euren Lustbarkeiten treibt Ihr’s längst zu toll. Das geht in die Grütze. Wer bis tief in die Nacht vorm Schach sitzt, dem ist der Gefallene Engel leicht näher als der Petersherr in Rom.“

> „Bis tief in die Nacht! Christiane! Es hat kaum neun geschlagen! Ist das wirklich spät, nur weil schon immer alle schlafen? Und dann Schach! Ich bitt dich, Alte, wenn's einen Rundfunk gäbe, würd' ich jetzt noch Pavane schreiten wollen …"
>
> „Was!" rief Christiane aus, „was gäbe?" und angstvoll preßte sie ihre Hände auf den schlotternden Leib ihres fürstlichen Milchkindes.
>
> „Ja, was?" hatte schon ebenso laut die Markgräfin zurückgerufen, hatte ihre Hände gegen die Schläfen gedrückt und taumelte nun ein wenig. (S. 13)

Als Irene auf die Vorwürfe leichtfertig entgegnet, entschlüpft ihr das Wort „Rundfunk", von dem sie nicht weiß, wie es in ihren Kopf gekommen ist.

> „Irene!" rief der blasse Jüngling in den plötzlich wieder akzeptierten Christiane-Ausspruch, „Irene!" und richtete sich langsam im Bettkasten auf, daß er steil über dem Busen der Markgräfin zu knien kam, die nichts vernommen zu

haben schien und ihm statt dessen mit beiden Händen zwischen die Beine fuhr. „Irene!“ hub er wieder an, als spüre er nichts. „Ich bin tot, bin ein Toter, ich bin tot, seit mehr als sechs Jahrhunderten tot. Geh, Irene, ganz abgewetzt schon wirst du im Westchor von Sankt Georg die Grabplatte des Sebastian von Ulrichsdorf finden, eingesunken zwischen den Bodenplatten. Unkenntlich, Irene, sind schon Inschrift und mein steinernes Abbild. Ich starb doch im Jahre 1348, als die Pest nach Kolberg kam. Irene, wende sie ab! Hilf! …“

Kalt lief der Markgräfin der Speichel aus dem Mund, und nur schlaff hingen ihr die Fingerspitzen zwischen den apfelfrischen Arschbacken. „Du mußt die Stadt säubern!“ redete es von oben auf sie nieder, „daß die Ratten verschwinden. Du mußt Licht schaffen, Desinfektion und deine Arzte schulen. Irene, du brauchst Elektrizität, daß alles modern und heller sei. Hier!“ und der hart auf ihr kniende Ritter zog mit einem Griff eine Tablettenröhre mit Antibiotika und

> eine strahlende Glühbirne unter seinem Brustpanzer hervor. (S. 15)

Der in kürze an der Pest versterbende Ritter Sebastian von Ulrichsdorf kehrt aus der Neuzeit, genauer gesagt dem Jahr 2080, das er als Gespenst heimgesucht hat, zurück, und rät Irene im Traum dringend, die Elektrizität, die Desinfektion und die Antibiotika einzuführen. Doch das ist leichter gesagt als getan.

> Der Mensch mußte handeln, mit seinen Händen fest in die Speichen des Höllenrads greifen, und sie hatten in Kolberg die rudimentärsten Maßnahmen gegen die Beulenpest schließlich schon getroffen: Die fünf ansässigen Juden waren ins Verlies geworfen, ihre Barschaft den Barfüßigen Karmelitern von Körlin überlassen, zwei Zigeuner gevierteilt, ehe sie die Brunnen hätten vergiften können, ja, auch die Ärzte hielten ihre Schnabelmasken und Schwefelbecken parat, die Bewegung des Saturn war völlig unter astrologischer Kontrolle,

der Etat fürs Passionsspiel aufgestockt.
(S. 16f)

Offenbar hat man schon Maßnahmen zur Pestbekämpfung getroffen – unter anderem hat man zwei Zigeuner gevierteilt –, aber ob diese Präventionen viel Erfolg haben werden, darf man aus heutiger Sicht bezweifeln.

Es geht nicht gut aus für Kolberg: Die Menschen entdecken zwar, dass man Fellen elektrische Funken entlocken kann, aber gegen die Pest wird das wenig helfen.

Was Hans Pleschinski im Sinn hatte, als er den immerhin vorzüglich formulierten Roman *Pest & Moor* verfasste, ist nicht leicht nachzuvollziehen. Wollte er auf die menschliche Unvernunft hinweisen, auf die Unabänderlichkeit der Vergangenheit aufmerksam machen oder wollte er sich einfach nur einen Jux mit seinen Lesern erlauben?


Im ewigen Strom der Zeit
Science Fiction Thriller
Jonas Halbig

Jonas Halbig

Im ewigen Strom der Zeit. Science Fiction Thriller
Eigenverlag (284 S./€ 13,90)
Dortmund 2025
Genre: Science Fiction

Hintergründig. Packend. Rätselhaft.

Hast du dich auch schon einmal gefragt, was passiert wäre, wenn du in der Vergangenheit eine Entscheidung anders getroffen hättest? Wäre dein Leben, das Leben anderer Menschen oder sogar das der gesamten Menschheit anders verlaufen? Könnten zukünftige Technologien unser ›Jetzt‹ beeinflussen?

In Boston eskaliert die Auseinandersetzung zwischen zwei Drogenkartellen. Mit modernster, auf künstlicher Intelligenz basierender Technologie unterstützt der IT-Konzern ISF das FBI im Kampf gegen die Gewalt auf den Straßen. Joscha Halberstadt, Leiter der ISF-Zweigstelle in Berlin, fliegt zum Hauptsitz in Boston, um sich zu den neuesten technischen Projekten abzustimmen. Zusammen mit seinem amerikanischen

Kollegen Ramesh Kumari gerät er in das Visier der Drogenmafia.

In einer weit entfernten Zukunft befassen sich Forscher mit der Möglichkeit eines Zeitsprungs. Sie planen, Daten in die Vergangenheit zu transferieren. Kommt es zu einer Wechselwirkung zwischen beiden Zeitsträngen? (Klappentext)

IM EWIGEN STROM DER ZEIT
(Auszug)

Jonas Halbig

Bickel neigte seinen Kopf noch weiter nach vorn und hatte die Nase fast auf der Umrandung der Collider-Röhre. Er blickte durch das kleine Fenster hinein in den Tubus, in dem nicht sichtbare Teilchen in irrer Geschwindigkeit toben mussten. Ich sehe nichts. Natürlich sehe ich bisher nichts, aber gleich wird es so weit sein, dachte er. Er roch die Elektrizität förmlich. Die Anspannung war für Bickel fast unerträglich – erst die Geräuschkulisse, dann die schlagar-

tige Stille, und jetzt der elektrische Geruch nach versengender Materie.

Plötzlich bildete sich kaum wahrnehmbarer Nebel an der Stelle, an der das Wurmloch geplant war. Bickel sah eine winzige, sich ausbreitende Rauchfahne – wie von einer sanften Windbrise davongetragener Zigarettenqualm, der ausgehend von einer fixen Stelle im Raum lang gezogen oder abgesaugt wurde. Sie waberte auf der Stelle und nahm langsam Form an. Wie ein Trichter – wie die winzig kleine Schultüte eines Erstklässlers, die waagerecht, wenige Zentimeter über der Grundfläche der Collider-Röhre schwebte – dessen geöffnete Spitze in Richtung der endlos langen Bahn der Röhre schielte und Protonen in sich aufsaugte.

Die Rauchfahne formte sich zügig immer mehr zu einem nach außen gebogenen Trichter – eine Seite in einer winzigen Spitze mündend, die andere mit einer runden Öffnung von etwa zehn Zentimetern Durchmesser. Zeitgleich schwoll mit der Manifestierung des Trichters wieder ein Ton an, der lauter wurde. Ein durchdringendes, immer stärker zunehmendes

Brummen oder Säuseln wie von Millionen Bienen.

Und dann war es zu sehen. Zum ersten Mal nahm Bickel es wahr. Die winzige Spitze des rauchenden, flatternden, auf der Stelle tanzenden Trichters wurde schwarz. Schwarz.

Ein winziges Loch – reines Schwarz.

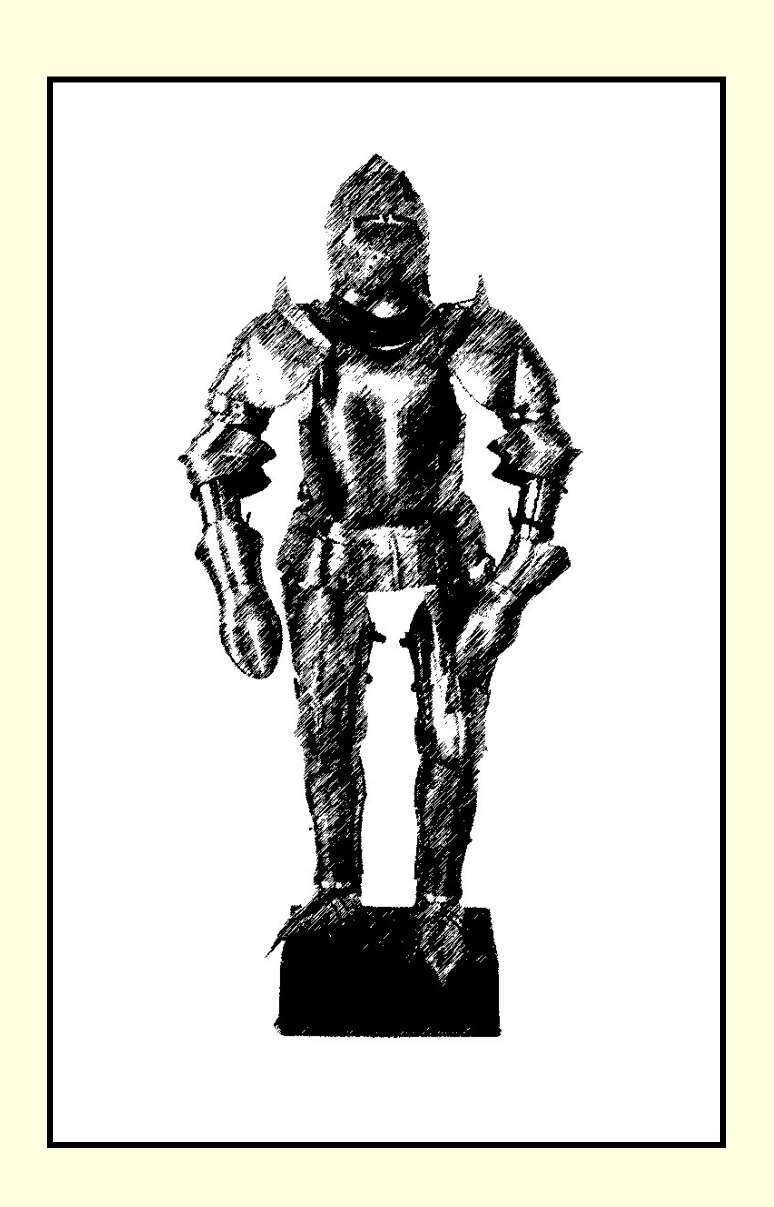
Bickel liefen Tränen an der Nasenwurzel vorbei und kribbelten, als sie über seine Oberlippe den Weg seitlich zum Kinn fanden und dann abtropften. Er war so gerührt wie bei der Geburt seiner Tochter.

Er sah wieder in das Wurmloch – so klein wirkte es, klein wie ein Stecknadelkopf, so gewaltig in der Auswirkung. Oh mein Gott, dachte er, was erschaffen wir hier gerade … oh mein Gott. Bitte, lass uns nicht scheitern, lass das Loch nicht alles ins Verderben reißen. Lass die Welt nicht darin verschwinden. Lass es nicht in einem neuen Urknall enden.

Im Geiste sah Bickel nun das stecknadelgroße Schwarz aufquellen und stellte sich vor, wie dieses rotierende, schwarze Auge sich rasend schnell vergrößerte und immer voluminöser werdendes, blankes Vakuum

zeigte. Es fraß sich wabernd und in zitternden Bewegungen in die Welt, legte sich wie ein gigantischer Mähdrescher, alles abhackend, schwarz und leer über alles – über alles.

Bickel spürte einen kalten Schauer nach dem anderen über seinen Körper laufen. Er fühlte sich blass und ausgelaugt. Trotz der Anspannung und der Vorfreude darauf, sein Lebenswerk zu starten, fühlte er sich wie ein Häufchen Elend. In der Gegenwart der Kraft der Natur fühlte er sich winzig wie ein Staubkorn – hilflos, machtlos, wie ein Papierbötchen, das den turmhohen, tobenden Ozeanwellen im peitschenden Orkan ausgesetzt war. Er wusste, ab diesem Punkt im Ablauf konnte er nichts mehr ändern; die Kette der Reaktionen auf den Start der Teilchenbeschleunigung war nicht mehr aufzuhalten. Er konnte nur noch beobachten, was die Naturgewalten als Antwort parat hatten.



MAN NIMMT MICH DOCH
Erzählung

Michael Wiedorn

In einem Theater soll ich als Statist einen Buckligen spielen. Die Regieassistentin, die mich ausgesucht hat, erklärt mir, dass ich viele Voraussetzungen erfüllen muss. Die Rolle wird nicht leicht zu spielen sein. Bucklige atmen schwer, da ihr Brustkasten zusammengepresst ist. Es ist die Rede von einem Mundtuch. Soll ich ein Mundtuch tragen, damit das Atmen erschwert wird? Bucklige laufen auch anders. Ihr ganzer Körperbau ist verzogen und entstellt. Manchen gelingt es allerdings mit einem betont strammen Gang ihre körperliche Brüchigkeit zu übertünchen. Dieser stramme Gang

habe aber meist etwas Versteiftes und Künstliches. Die Regieassistentin meint, mein Gang wäre recht fest und sicher. Ob ich unter einer Behinderung leiden würde? Dass man mich als Buckligen ausgesucht hätte, wäre wegen meiner Größe. Ich sollte mich nicht kränken, dass ich etwa verkrüppelt oder krank wirke. Wir gehen gemeinsam in die Kostümabteilung.

Ich erwache aus dem Schlaf, aber bleibe noch im Dämmerzustand. Die Dame aus der Kostümabteilung betrachtet mich nachdenklich von Kopf bis Fuß und schüttelt den Kopf. Sie sucht große, aber dürre Gestalten. Ich sei kräftig. Sie meine am wenigsten meine deutliche Bauchwölbung. Ich könnte einen Ritter spielen. Ja, sie suche noch Ritter. Die Regieassistentin meint gekränkt, ich sei doch zu alt für diese Rolle. Die Kostümdame sagt, ich würde in eine meine ganze Gestalt einschließende Stahlrüstung gesperrt werden. Mein Kopf mit Gesicht wäre in einen alles verdeckenden Helm weggeschlossen.



DURCHSICHTIG
Erzählung

Christian Knieps

Die allgemein herrschende Meinung über den Hausbau in unserem Land mag in keiner menschlichen Phantasie noch stärker verkompliziert werden, wie es dennoch in dieser wahren Begebenheit dargestellt werden soll.

Neubaugebiete sind seit jeher schon zuweilen wilde Aktionen – weil es einiges an Land dafür braucht, es viele Interessenbeteiligte gibt (ablehnend wie befürwortend), sich oft ganze Gegenden strukturell verändern oder beim tatsächlichen Bau etwas passiert, was so nicht vorgesehen war. Dabei sind Fliegerbomben, eine seltene Lurchenart oder die Entdeckung einer unre-

gistrierten Abfallgrube eher als Normalität zu bezeichnen, doch was in jenem Neubaugebiet vonstatten ging, von dem nun berichtet werden soll, sprengt diese Dimensionen um ein Schreckliches.

Doch bevor wir in den Umstand des Erzählens verfallen, gehört vorher eine Klarstellung, welche Quellen benutzt werden, damit klar und nachvollziehbar wird, dass diese Beschreibung den Tatsachen möglichst nahekommt. Die Erkenntnisse folgen einigen Notizen aus Gesprächen und Recherchen, fußen aber im Wesentlichen auf fünf Werken:

1. Wolf, Dietmar (1968): Bodenaufbau und beschaffenheit im Rhein Mosel Maas Gebiet.

2. Oranier, Peter (1987): Tief graben. Eine Geschichte voller Risiken und Erkenntnisse.

3. Elevon, Antoine (1999): Ce que je cherchais et que je n'ai pas trouvé: Une histoire pleine d'erreurs et de confusions.

4. Whitaker, John (1997): Those who dig deep sometimes come across treasure.

5. Număr necunoscut (1779): Sapă adânc, înnebunește, se ofilește încet, moare mizerabil.

Diese nicht abschließende, aber sicherlich eindrückliche Werkauswahl zeigt die breite Recherche, die den Ereignissen und deren Aufarbeitung zugrunde liegt.

Es war der Sommer vor zwei Jahren, als die Familie Schmidt zu einem Bauunternehmer ihres Vertrauens ging (der von einem Freund eines Freundes empfohlen worden war) und um ein Angebot für den Bau ihres Traumhauses bat, das Frau Schmidt bereits seit mehreren Jahren in ihrem Kopf mit sich herumgetragen hatte.

Die allgemeine Ansicht des Dokumentars, die Familie Schmidt weder mit ihren bekannten Vornamen noch mit tiefergehenden Eigenschaften zu versehen – obwohl sie in allen Dimensionen vorhanden wären –, ist der Versuch, das Unglaubliche stärker in den Mittelpunkt zu stellen und von allem unnötigen Ballast zu befreien, obwohl und eigentlich der Name der Familie ebenfalls ein Stückchen Ballast ist – doch es gibt auch die Situationen, in denen eine allzu gerade Linie in einem Bericht auch zu gekünstelt wirkt.

Also erhielten Frau und Herr Schmidt aufgrund der klaren Vorstellungen ziemlich zügig ein Angebot, das ihnen im ersten Moment den Atem raubte, doch sie wollten sich endlich in ihrem Heim sesshaft machen, was ihnen wichtiger war als ein paar Zehntausend Euros Schulden.

Sie erteilten also dem empfohlenen Bauunternehmer den Auftrag und alles ging seinen Weg, Architektenaufträge hin und her, Bauantrag hin und her, Änderungen hier und da – nur die absolut gesetzlich notwendigen –, und als die Bagger und Lastkipper anrollten, hüpfte das Herz von Frau Schmidt in einem Takt, der der Ode an die Freude gleichkam.

Die ersten Tage standen unter keinem günstigen Stern, denn der August war ungewöhnlich nass, und erst als der September das Regime im Kalender übernahm, wurde es zunehmend wieder trockener, sodass die Geschwindigkeit auf der Baustelle zunahm.

Beinahe, aber auch nur beinahe wäre rein gar nichts passiert, das zu dieser Recherche hier führt, doch mit einem der letzten Grubenarbeiten des letzten verbliebe-

nen Baggers nahm das Schicksal – wenn man das folgenreiche Wort Schicksal in den gedanklichen Mund nehmen möchte – seinen Lauf, denn zunächst einmal dachte der Baggerfahrer, dass er nur auf einen übergroßen Stein getroffen sei, dem mit Gewalt und immerwährender Abnutzung beizukommen wäre, doch kaum, dass der Baggerfahrer über den geringen bis nicht vorhandenen Fortschritt so sauer wurde, dass er mit voller Macht des Baggers die Schaufel auf den harten Stein fielen ließ, ereilte ihn ein Herzinfarkt, der ihn deswegen aus dem Leben riss, weil niemand auf der Baustelle war, der dies mitbekommen hatte. Erst als der Kipplasterfahrer aus seinem Dämmerschlaf aufwachte und nachsehen ging, warum er noch nicht fertig beladen war, erkannte er den schrecklichen Umstand, und aufgrund dieser Tatsache wurde die Baustelle für einige Tage geschlossen, um weitere Untersuchungen der Polizei zu ermöglichen, die dann aber nichts Verdächtiges für einen externen Einfluss fand.

Als jedoch der Bauunternehmer mit seinem Vorarbeiter eines Nachmittags auf der Baustelle war, um zu prüfen, welche Rest-

arbeiten für die Ausschachtung noch notwendig waren, wäre auch dies beinahe gut ausgegangen, wenn nicht der Vorarbeiter darauf bestanden hätte, die wenigen Schaufeln noch aus dem Boden zu holen.

Da die Baustelle am Vormittag von der Polizei freigegeben worden war, wollte der Vorarbeiter das Thema selbst schnell lösen, kletterte in den Bagger hinein, startete ihn und hatte das Gefühl, dass dieser in seiner eigenen Sprache Widerworte gab, die nur erfahrene Bauleute verstehen können, doch missinterpretierte der Fahrer die Warnung und startete mit den Arbeiten. Doch auch er gelangte binnen weniger Momente an die unüberbrückbare Barriere, die sich im Boden zu verstecken schien und die jedweden Versuch, egal von welcher Seite auch, zunichte machte.

So verwundert der Vorarbeiter nun war, so folgenreich war der Wunsch seines Chefs, mit seiner Affäre den nächsten Termin für ein Stelldichein zu vereinbaren, dass sich dieser von der Baugrube so weit entfernte, dass auch der Vorarbeiter eines scheinbar natürlichen Todes dahingerafft wurde – was allerdings kaum sein konnte,

denn so gravierende Zufälle mag es in der Menschheitsgeschichte gegeben haben, doch jeder Ermittler würde sofort argwöhnisch werden, wenn es zu diesem Fall noch einmal käme.

Der Chef des Bauunternehmens, der nicht nur seinen Baggerfahrer, sondern nun auch noch seinen Vorarbeiter zu Grabe tragen musste, brach wenige Tage später zusammen und wurde noch am selben Tag in eine jener Anstalten gebracht, die für die Behandlung schwerer geistiger Umnachtungen spezialisiert sind, denn obwohl es dafür keinerlei Anzeichen gab, sprach der Bauunternehmer die gesamte Zeit über vom Teufel, der in ihn gedrungen sei. Wie er zu dieser Annahme oder Erkenntnis kam, lässt sich im Nachhinein nicht mehr rekonstruieren – selbst Aufnahmen, die über Tage und Wochen von dem Verrücktgewordenen analysiert wurden, rauf und runter, immer wieder, brachten kein Licht ins Dunkel.

Doch zurück zum Fall, der für die örtliche Polizei nur noch um einige Kuriositäten reicher wurde, da nicht nur die beiden Bauarbeiter eines Todes in dieser Grube starben, sondern auch ein weiterer Mann, der

sich in der Nacht Zugang zum Loch verschaffte und dort am Morgen leblos von den ersten Spurensicherern gefunden wurde.

Mit dieser dritten Leiche, die scheinbar eines natürlichen Todes verstorben war, endete jede Idee von Zufällen und das Gebiet wurde weiträumig abgesperrt, dazu rückten Spezialeinheiten der Polizei an, um die Heerscharen an Schaulustigen und Reportern abzuwimmeln, die sich mit einer unnachgiebigen Art des Wissensdurstes zuweilen näheren Zutritt verschafften, ehe es der überregional organisierten Polizei zu viel wurde und Sondereinheiten mit besonderen Fähigkeiten den Schutz übernahmen – nach einigen wenigen unfreundlichen Begegnungen mit diesen Einheiten endeten die Versuche der Eindringlinge schlagartig und die Ermittler konnten erneut in Ruhe arbeiten.

Um keine weiteren Risiken einzugehen, hatte die Polizeichefin verboten, dass sich irgendwer der Grube näherte, und mittels pausenloser Beobachtung durch zahlreiche Kameras konnte ausgeschlossen werden,

dass es sich um eine bisher unbekannte Art des Todes gehandelt hatte.

Inzwischen konnte ein speziell für Vulkane produzierter Roboter herbeigebracht werden, der die Aufgabe besaß, das Innenleben der Baugrube zu untersuchen, und als dieser den Weg hinunterrollte, der für den Bagger ursächlich vorgesehen war, spürten alle im Raum befindlichen Ermittler die Anspannung, ob es denn mehr gäbe als nur den puren Zufall.

Der Roboter schlich mit einer nahe null grenzenden Geschwindigkeit den Hang hinunter, und die Beobachter schworen nachher, dass auch ihre Gedanken in einer ähnlichen Geschwindigkeit durch ihre Köpfe krochen.

Die Anspannung war im Container mit all der Technik zum Greifen nah und jeder teilte seine Körperschweißdüfte mit den anderen, als der Roboter fast genau in der Mitte der Grube angekommen war, ehe die Übertragung mit einem Mal endete. Jeder Versuch, den Roboter anzusteuern oder neu zu starten, scheiterte, sodass ein findiger Wissenschaftler entschied, eine Drohne mit verschiedenen Messinstrumenten über den

Roboter fliegen zu lassen, und während das Erstaunen im ersten Moment unter den Wissenschaftlern groß war, dass nur kaltes Metall gemessen werden konnte, so war der Schock bei allen immens, als die Drohne höher aufzog und ein Bild des gesamten Bodens machte – plötzlich stand ein Gebilde in der Erde und zeichnete seine Konturen auf den Bildschirmen, sodass allen der Atem stockte.

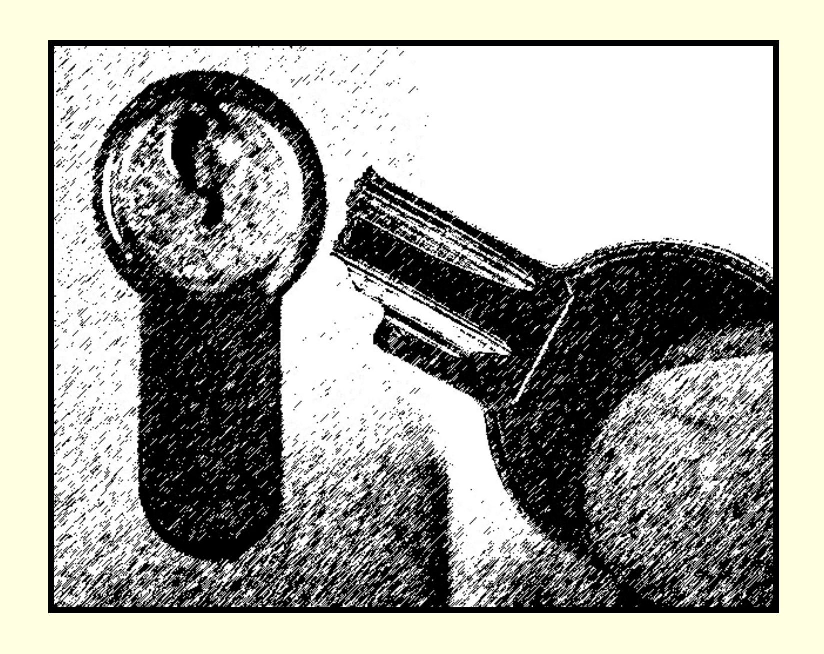
Allen Ermittlern, Wissenschaftlern und anderweitig Beteiligten, die das Bild auf einem der unzähligen Monitore sahen, war bewusst, dass es dieses Gebilde war, das die Tode und den technischen Tod des Roboters verantwortete, und jedem war bei der Menge an Zuschauenden klar, dass sich dieses Geheimnis nicht würde bewahren können.

Nur wenige Augenblicke, nachdem alle in ein umfassendes und ungläubiges Schweigen versunken waren, reagierte das Gebilde irgendwie (denn es ist bisher nicht gemessen noch nachvollzogen worden, wie es dazu kommen konnte), und alle im Umfeld befindlichen Menschen, die Zeuge der Entdeckung dieses Mysteriums wurden,

waren augenblicklich geblendet. Panik brach aus und die Panik verursachte neuerliche Panik, die über alle verfügbaren Kommunikationskanäle so viele Schaulustige heranlockte, dass der Strom an Wagemutigen, Sehnsüchtigen und Verwirrten kaum abzureißen schien, ehe weitere Einsatzkräfte, die teilweise gegen ihren Willen dorthin abkommandiert wurden, die Kontrolle über das Gebiet zurückerlangten, jedoch mit ansehen mussten, wie all jene, die dem durchsichtigen Gebilde zu nahe kamen, entweder vor Ort starben oder erblindeten. Die Fundstelle wurde hermetisch abgeriegelt und ist es seither, denn es besteht keinerlei Zweifel mehr daran, dass etwas Unsagbares, etwas Unbeschreibbares, etwas Schreckliches in diesem Gebilde innewohnt, das niemand mehr zu sehen bekommen wird, nur noch die Supercomputer, die sich mit dieser Entwicklung beschäftigen, und selbst diese gehen reihenweise kaputt, was einen kaum zu bemessenden finanziellen Schaden nach sich zieht – doch alle Regierungen sind sich einig, dass sie herausfinden müssen, was es mit diesem durchsichtigen Gebilde im Boden

der Grube des Hauses von Familie Schmidt auf sich hat, denn eine solche Gefahr kann sich kein Staat leisten, ebenfalls in seinem Boden zu finden.

Inzwischen – und da kann man dem Ding im Boden nur mittelbar eine Mitschuld geben – hat sich Frau Schmidt nicht nur von ihrem Traum eines Hauses, ihres Traumhauses, verabschiedet, sondern auch von ihrem Leben, das Herr Schmidt seinerseits mit schnell schlechter werdender Intelligenz schon sehr bald sabbernd in einem Heim verbringen wird, denn auch das ist absehbar. Was das Gebilde im Boden mit mir machen wird, steht in den Sternen, aber ich habe das Gefühl, dass … dass … dass es bald … Wer bist du? WAS BIST DU?



EIN LEBENSSTIL

(Un estilo de vida)

Aus dem Spanischen von Marion Kaufmann

Erzählung

Fernando Sorrentino

In meiner Jugend, lange vor meiner Zeit als Landwirt, war ich bei der Gemeindeverwaltung angestellt.

Ich war damals 24, nahe Verwandte hatte ich keine. Ich wohnte in dieser kleinen Wohnung auf der Avenida Santa Fe, zwischen Canning und Araoz.

Es ist ja bekannt, dass sogar im kleinsten Raum Unfälle passieren können. In meinem Fall war es ein ganz belangloser

Unfall: als ich die Tür öffnen wollte um zur Arbeit zu gehen, brach der Schlüssel im Schloss ab.

Nachdem ich erfolglos mit Schraubenziehern und Zangen hantiert hatte, beschloss ich, mich an einen Fachmann zu wenden. Während ich auf den Schlosser wartete, avisierte ich bei der Gemeindeverwaltung, dass ich etwas später kommen würde.

Der Schlosser kam zum Glück sehr schnell. Von diesem Mann erinnere ich nur dass er jung war, und trotzdem schon ganz weißes Haar hatte. Durch das Guckloch sagte ich:

„Der Schlüssel ist im Schloss abgebrochen“

Er machte ein verdrossenes Gesicht

„Im Schloss? In diesem Fall ist die Sache schon schwieriger. Ich werde mindestens drei Stunden brauchen und kosten wird es Sie…“

Er nannte eine horrende Summe.

„So viel Geld habe ich jetzt nicht im Haus“, antwortete ich, „aber sobald ich rauskommen kann, gehe ich an die Ecke zur Bank, und bezahle Sie.“

Er sah mich vorwurfsvoll an, als hätte ich ihm ein unsittliches Angebot gemacht..

„Es tut mir leid, Señor," sagte er, mit vorbildlicher Höflichkeit, „aber ich bin nicht nur ein Gründungsmitglied der Argentinischen Schlosservereinigung, sondern auch einer der Hauptverfasser des Grundgesetzes unserer Institution. Darin wird nichts dem Zufall überlassen. Wenn Sie die Gelegenheit hätten, dieses Dokument zu lesen, würden sie in dem Kapitel „Grundsätzliche Sinnsprüche" erfahren, dass es dem perfekten Schlosser verboten ist, seine Arbeit nach deren Beendigung zu kassieren"

Ungläubig lächelnd sagte ich:

„Das ist doch wohl ein Witz"

„Geschätzter Herr, das Thema des Grundgesetzes der Argentinischen Schlosservereinigung ist viel zu ernst, als dass man damit spaßen könnte..

Lange, harte Studienjahre haben uns zur Abfassung unseres Grundgesetzes geführt, in dem kein Detail unbeachtet blieb, und deren diversen Kapitel von einem moralischen Prinzip beseelt sind. Natürlich ist das nicht jedem verständlich, weil wir uns oftmals einer symbolischen oder esoterischen

Sprache bedienen. Trotzdem glaube ich, dass Sie den Bibelvers 7 unserer Einleitung verstehen werden, „Das Gold wird die Türen öffnen und die Türen werden es anbeten“.

Ich war nicht bereit, diesen Unsinn zu billigen.

„Ich bitte Sie – sagte ich – seien Sie doch vernünftig. Öffnen Sie die Tür, und ich werde Sie sofort bezahlen.“

„Es tut mir leid, Señor. Jeder Beruf hat seine Ethik, und die der Schlosser ist unnachsichtig. Guten Tag, Señor.“

Damit verschwand er.

Ein paar Augenblicke war ich verwirrt. Ich rief die Gemeindeverwaltung an und avisierte, dass ich wahrscheinlich den ganzen Tag nicht kommen würde.

Dann dachte ich an den weißhaarigen Schlosser. Ich sagte mir: Der Mann ist verrückt. Ich rufe eine andere Schlosserei an, und werde vorsichtshalber nicht sagen, dass ich erst über Geld verfüge, wenn er mir die Tür aufgeschlossen hat.

Ich suchte im Telefonbuch und rief an.

„Die Adresse? – fragte eine behutsame Frauenstimme..

„Santa Fe 3653, 10. A“

Nach kurzem Zögern bat sie mich, die Adresse zu wiederholen, und sagte dann:

„Unmöglich, Señor, Laut Grundgesetz der Argentinischen Schlosservereinigung dürfen an dieser Adresse keine Arbeiten durchgeführt werden.“

Da wurde ich wütend.

„Aber hören Sie doch! Seien Sie nicht unvern…!“

Bevor ich das Wort beenden konnte, legte sie auf.

Wieder griff ich zum Telefonbuch und rief an die zwanzig Schlossereien an. Alle weigerten sich, die Arbeit zu machen, sobald sie die Adresse hörten.

Also gut, sagte ich mir, ich werde die Lösung anderswo suchen.

Ich rief den Hausmeister an und beschrieb ihm das Problem.

„Es gibt das zwei Sachen“, antwortete er, „erstens weiß ich nicht, wie man Schlösser öffnet, und zweitens: auch wenn ich es wüßte, würde ich es nicht tun, denn ich bin fürs Saubermachen engagiert und nicht um eingesperrte Katzen zu befreien.

Außerdem waren Sie nie sehr großzügig mit dem Trinkgeld."

Ich wurde langsam nervös und befasste mich mit einer Reihe von unnützen, zusammenhangslosen Handlungen: ich trank eine Tasse Kaffee, rauchte eine Zigarette, setzte mich, stand wieder auf, ging ein paar Schritte, wusch mir die Hände, trank ein Glas Wasser…

Da erinnerte ich mich an Mónica Di Chiave: ich wählte ihre Nummer, wartete, und hörte ihre Stimme

„Mónica,“, sagte ich mit falscher Liebenswürdigkeit und gespielter Sorglosigkeit, „wie geht's dir denn, Liebling?“

Ihre Antwort ließ mich zittern.

„Jetzt fällt es dir ein, mich anzurufen? Man sieht, dass du sehr verliebt bist…

Zwei Wochen war ich ohne irgendein Lebenszeichen von dir.“

Mit erbosten Frauen zu diskutieren übersteigt meine Kräfte, besonders in dem schadhaften Zustand meiner Psyche, in dem ich mich gerade befand. Ich wollte ihr aber trotzdem schnell erzählen, was mir passiert war. Ich weiß nicht, ob sie mich nicht ver-

standen hat oder ob sie nichts hören wollte. Das letzte was sie sagte, bevor sie auflegte, war:

„Mit mir spielt man nicht.“.

Ich musste nun eine zweite Reihe von unnützen, zusammenhangslosen

Handlungen unternehmen.

Ich rief die Gemeindeverwaltung an, hoffend, dass einer der Kollegen kommen und mir die Tür aufschließen würde. Pech gehabt: am Apparat war Enzo Paredes, den ich nicht ausstehen konnte weil er ein dummer Spaßvogel war.

„Du kannst also nicht aus dem Haus?“ war sein abscheulicher Ausruf. „Dir fällt wohl keine Ausrede mehr ein, um nicht zu Arbeit zu kommen!“

Mich überkam eine mörderische Wut. Ich legte auf, rief nochmals an und fragte nach Miguel Angel Laporta, der etwas weniger idiotisch war. Er schien sogar an meinem Problem interessiert.

„Sag mal, was ist kaputt gegangen, der Schlüssel oder das Schloss?

„Der Schlüssel“.

„Und blieb im Schloss stecken?“

„Eine Hälfte blieb drin“, erwiderte ich, etwas verärgert ob des Verhörs, „und die andere blieb draußen.“

„Hast du nicht mit einem Schraubenzieher versucht, das Stückchen herauszuziehen?“

„Natürlich habe ich probiert, aber es geht nicht“.

„Ah, dann mußt du einen Schlosser rufen“

„Ich habe schon angerufen“, antwortete ich, meine Wut unterdrückend,

„aber sie wollen die Arbeit im Voraus bezahlt bekommen“.

„Na also, bezahl und die Sache ist erledigt.“

„Aber ich hab doch kein Geld.“

Da wurde er ärgerlich:

„Na weißt du, dir passiert aber auch alles!“

Mir fiel keine geistesgegenwärtige Antwort ein. Ich hätte ihn um ein Darlehen bitten sollen, aber seine Bemerkung hatte mich verwirrt und so tat ich nichts.

So ergebnislos verlief mein Tag

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, um weitere Anrufe zu machen.

Aber – das geschieht ja häufig – das Telefon war kaputt. Ein unlösbares Problem: wie kann man jemanden wegen einer Reparatur anrufen, wenn das Telefon nicht funktioniert?

Ich ging auf den Balkon und schrie zu den Leuten herunter, die dort auf der Avenida Santa Fe vorbei gingen. Wer könnte auch bei dem ohrenbetäubenden Straßenlärm jemanden hören, der vom zehnten Stockwerk herunter schreit? Der eine oder andere Passant hob zerstreut den Kopf, und ging dann weiter.

Dann hatte ich eine Idee: ich legte fünf Bogen Papier in die Schreibmaschine mit vier Kohlepapierblättern und schrieb folgende Botschaft:

> Geehrte Damen oder Herren: Mein Hausschlüssel ist im Schloß abgebrochen. Ich bin seit 2 Tagen eingesperrt. Bitte, tun Sie etwas um mich zu befreien. Santa Fe 3653, 10. A

Ich warf die 5 Blätter vom Balkon. Von solcher Höhe aus, war es praktisch unmöglich, dass sie senkrecht unten ankommen wür-

den. Der kapriziöse Wind verteilte sie nach seinem Geschmack. Drei fielen auf den Fahrdamm, wo sie sogleich von unentwegt kommenden Fahrzeugen plattgedrückt und geschwärzt wurden. Ein anderes blieb auf der Markise eines Ladens liegen. Aber das fünfte landete auf dem Gehsteig. Sofort hob es ein kleinwüchsiger Mann auf und las es. Er beschattete mit der linken Hand seine Augen und blickte sogleich nach oben. Ich machte eine freundliche Geste. Der Herr zerriß das Papier in viele kleine Stücke und warf sie wütend in den Rinnstein.

Na ja. Wochenlang fuhr ich mit meinen Versuchen fort. Ich warf hunderte von Botschaften vom Balkon: entweder wurden sie nicht gelesen, oder man las sie, nahm sie aber nicht ernst.

Eines Tages fand ich einen Brief unter der Wohnungstür Die Telefongesellschaft kündigte an, sie würde wegen Nichtbezahlung der Rechnungen das Telefon abschneiden. Das gleiche geschah dann mit dem

Gas, mit dem Strom und dem Wasser.

Zuerst habe ich, auf irrationale Art, meine Vorräte verbraucht. Bald merkte ich aber, dass solches Vorgehen ein Irrtum war.

Ich stellte Behälter auf den Balkon um Regenwasser zu sammeln. Ich riss die unnützen Zimmerpflanzen aus den Töpfen und säte stattdessen Tomaten., Kopfsalat, Linsen und andere Hülsenfrüchte, die ich sorgfältig und liebevoll pflege. Da ich auch tierische Proteine brauche, lernte ich Insekten, Spinnen und Nagetiere zu ziehen und vermehren. Manchmal erwische ich auch einen Spatz, eine Taube.

An sonnigen Tagen gelingt es mir, mit einer Lupe und Papier Feuer zu machen. Als Brennstoff nehme ich Bücher, die Möbel, die Dielen. Ich habe festgestellt, dass es einem Haus sehr viele überflüssige Dinge gibt.

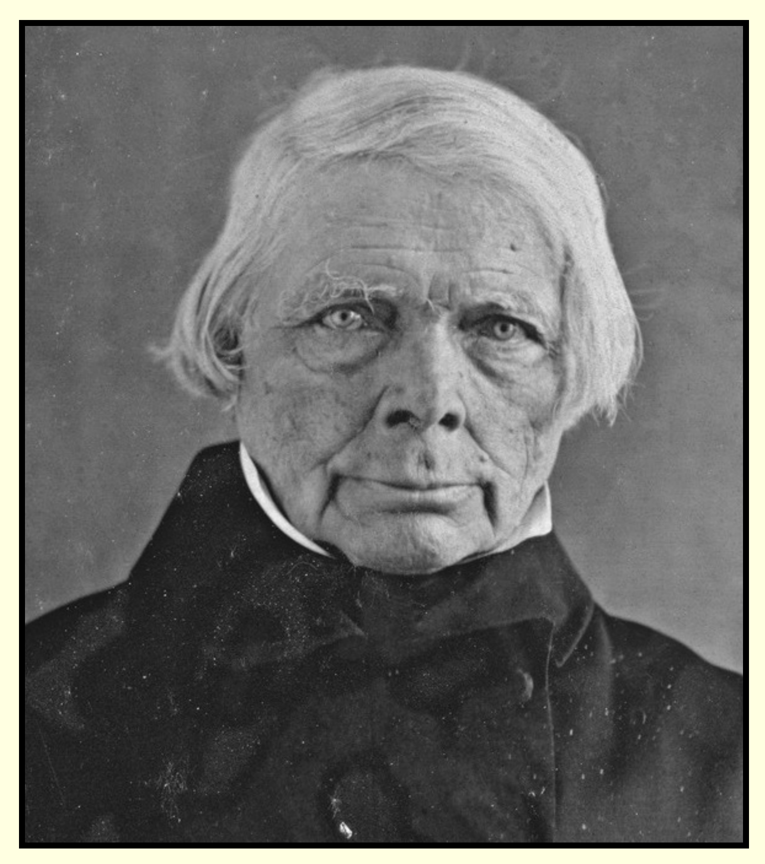
Trotz mancher Mängel lebe ich eigentlich recht komfortabel, Ich weiß nicht, was woanders passiert, Zeitungen lese ich nicht, Fernseher oder Radio funktionieren nicht.

Vom Balkon aus betrachte ich die Außenwelt und bemerke gewisse Veränderungen. Eines Tages hörten die Straßenbahnen auf zu fahren. Ein anderes Mal wurde die Avenida. Santa Fe, die immer zwei Fahrtrichtungen hatte, Einbahnstraße. Ich weiß nicht, wie lange das her ist. Ich

habe den Sinn der Zeit verloren, aber der Spiegel, meine Glatze, mein weißer Bart und die schmerzenden Gelenke sagen mir, dass ich sehr alt bin.

Ich amüsiere mich, indem ich meine Gedanken schweifen lasse. Ich habe weder Angst noch Ambitionen.

Alles in allem bin ich relativ glücklich.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)

GOTT IM INNEREN (SCHELLING)

Einstein 138

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Poth, Christoph: Einsteins Universum ohne Urknall. Internet-Buch. Kostenlos ladbar unter: „Einsteins-Universum.com“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Werke 6. Von der Weltseele. Frommann-Holzboog, Stuttgart 2000. Zitiert als „Weltseele“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: System der Weltalter. Vittorio Klostermann,

Frankfurt am Main 1998. Zitiert als „Weltalter“.

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Philosophie der Offenbarung. Suhrkamp TB Wissenschaft 181, Frankfurt am Main 1977. Zitiert als „Offenbarung“.

Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854) vertritt die Auffassung, Gott ist im Inneren. Zunächst einmal gewärtigen wir stets, was Gott betrifft, er ist das unbeschreiblich Größte. Man betrachte nur den überwältigend ausgedehnten Weltraum, und man verstummt vor Staunen. Indes, diese äu8erliche Welt, ist das alles?

Wir vernehmen – historisch – von allen möglichen Denkern und Stellen, Gott ist überall und in allem. Das kann ja gar nicht anders sein, wenn man Gott zu Recht als Schöpfer oder zumindest als Grundlage der Welt versteht. Irgend eine solche Annahme muß man ja treffen, die ewig seiende Welt zu begründen.

Gott ist also überall und in allem. Dann ist er zwangsläufig auch in uns drinnen. Dies entnehmen wir auch einem in dem

Schelling-Band „System der Weltalter“ enthaltenen Gedicht Goethes:

> „Wer wär’ ein Gott, der nur von außen stieße,
> Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
> Ihm ziemt’s, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> So daß was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.“
> (Schelling: Weltalter, S. 225)

Gott ist demnach also nicht nur äußerlich oder außen. In der Natur wie im gewaltigen Kosmos. Dort freilich ist er auch zugegen. Er ist insbesondere auch innerlich. „Ihm ziemt’s, die Welt im Innern zu bewegen“. Und wie, bitteschön, „bewegt“ Gott die Welt im Innern?

Man besinne sich nur auf „Einfälle“ wie die Intuition und dergleichen, welche uns und die Menschheit immer schon gefördert haben und weiterhin voranbringen werden. Woher, mit Verlaub, stammt der plötzlich

„Einfall“? „Mir fiel etwas ein“, verkündet, leicht töricht, jemand, der dies vermeldet, indes aber nicht darüber sinnt oder es begründet. Schärfer: Ohne Gott in uns, sagt der Philosoph Schelling, könnten wir nicht einmal denken (könnten wir nicht einmal einen Gedanken zusammenhalten).

Also Gott ist in uns. Ist das nun ein edler, stolzer Gedanke, oder auch läppisch wie so vieles, welchem wir begegnen? Worauf Gott (uns einspannend oder bemühend) wohl hinaus will? Ob wir beispielsweise das Universum, von ihm verantwortet oder geschaffen, zusammenhalten sollen? Als ersten Hinweis oder Nachweis, daß wir nicht ganz überflüssig (eine Fehlkonstruktion) wären? Wer weiß das schon, Gott ist auch großzügig in seiner uns – menschheitlich – gewährten Dauer.

Also, da ist etwas. Mit Verlaub, niemand nimmt es weg. Das Sein ist, und es behauptet sich. Nach Schelling ist die Materie im Prinzip unzerstörbar (so, wie sie auch heute denken). Materie (Stoff und Welle) gehen ineinander über. Wie immer man das Sein aber betrachten mag (als Stoff oder als Welle), es ist in der Sache etwas vorhanden.

Und diese Vorstellung des Vorhandenseins ist nicht abhängig von unseren menschlichen Sinnen, dies überhaupt nur aufzunehmen. Die Welt hängt nicht allein von dem ab, was wir sehen oder denken.

Etwas, das ist, das ist. Es unterscheidet sich mithin von dem, was wir uns als scheinbares Nichts einzubilden pflegen. Es gibt folglich kein Nichts, sondern von der Stelle, wo wir das Nichts uns denken, ist nur etwas entfernt oder weggenommen. So sagt man, am Hutständer hänge nichts. In Wirklichkeit meint man aber, dort hänge kein Hut. Doch Hutständer und Umgebung sind deswegen noch lange kein Teil des Nichts, denn dort ist alles nicht nur von Luft, sondern auch von Wellen jeder möglichen Art umgeben. Es ist insofern absurd, hinsichtlich des Hutständers oder überhaupt jemals von einem oder dem Nichts zu sprechen.

> „Die Materie aber ist an sich unzerstörbar. An dieser ursprünglichen Unzerstörbarkeit der Materie hängt alle Realität, hängt das Unüberwindliche in un-

serm Erkenntniß.“ (Schelling: Weltseele, S. 206)

Nochmals, etwas, das ist, das ist. Man kann es nicht aus dem Sein entfernen. Wohin auch? Niemand nimmt es aus dem Sein weg. Man kann es wohl bearbeiten und verändern, doch in welche Form man es auch immer überführt: da ist etwas, und selbiges Etwas ist von einem nur eingebildeten Nichts nachhaltig unterschieden.

Mit anderen Worten, nochmals: es gibt überhaupt kein Nichts (außer in unserer leeren Einbildung). Sondern es gibt immer nur ein (veränderliches) Sein. Und Selbiges hat noch niemals jemand weggenommen. Würde man es wirklich wegnehmen können, so wäre dies gleichbedeutend damit, Gott aus der Welt (aus seiner Welt) zu entfernen.

Wie aber soll das vor sich gehen, wo Gott, genau genommen, doch die Welt ist? Wo die Welt ohne Gott nicht ist? Hat die (kosmische) Welt sich an den eigenen Haaren aus dem Nichts gezogen? Wie der Baron von Münchhausen, der sich an den eigenen Haaren aus dem Sumpf zieht?

Absurde Vorstellung, wie zieht oder entwickelt man sich aus dem Nichts, da es doch gar kein Nichts gibt oder je gab? Aber Gott gibt es. Alleine schon aus unserer persönlichen Erfahrung folgert die Anwesenheit und das Sein Gottes. Man betrachte nur unsere Gesundheit, welche Gott fördert, sofern wir positiv denken. Gott gibt es unvermeidlich, und wir dürfen gerne an ihn denken, denn am Ende steht er insofern auch noch auf unserer Seite.

Es gibt also eine seiende Kraft, die niemand wegnimmt, die sich aus sich selbst begründet (sie ist ewig, demnach dem normalen Zeitablauf und Zeitabfluß nicht unterworfen). Und, wohlgemerkt, diese alles und immerseiende Kraft, sie ist uns näher, als wir denken. Nämlich, sie ist in uns drinnen, auch wenn wir dies nicht zur Kenntnis nehmen oder gar leugnen sollten.

Also, das Sein (bei Schelling: die Materie) ist, und kann nicht vollständig weggenommen oder „zerstört“ werden. Etwas, das ist (und es ist etwas), ist immer. Den letzten Grund dessen, was immer ist, pflegen wir Gott zu nennen.

Entsprechend bezieht sich Schelling auf Kant: der Grund für die Welt liegt höher. Man beachte, mit Newton, Einstein und anderen kann man gar manches (wie die Schwerkraft oder die Raumkrümmung) berechnen. Indes, dies ist wie immer ein vordergründiges, auf das bereits vorhandene Sein gestütztes Geschehen. Die Frage nach dem Warum oder Woher stellt sich insofern nicht, wir bleiben vordergründig. Auch der heutzutage geradezu als gottgleich hingestellte Albert Einstein bewegt sich – gewissermaßen mit Zollstock und Rechenschieber – bloß an der Oberfläche. Was dahinter oder darunter liegt, verschließt sich ihm trotz des von ihm geäußerten Gottes-Bekenntnisses (oder seiner vorliegenden Gottes-Erkenntnis).

> „Vgl. Kant, Immanuel: ‚Critik der Urtheilskraft.' 2. Auflage. Berlin 1793. S. 352 – 354: ‚Hieraus läßt sich auch das, was man sonst zwar leicht vermuthen, aber schwerlich mit Gewißheit behaupten und beweisen konnte, einsehen, daß zwar das Princip einer mechanischen Ableitung zweckmäßiger Na-

turproducte neben dem teleologischen [nach der Zweckursache] bestehen, dieses letztere aber keineswegs entbehrlich machen könnte: d. i. man kann an einem Dinge, welches wir als Naturzwecke beurtheilen müssen (einem organisirten Wesen), zwar alle bekannte und noch zu entdeckende Gesetze der mechanischen Erzeugung versuchen, und auch hoffen dürfen damit guten Fortgang zu haben, niemals aber die Berufung auf einen davon ganz unterschiedenen Erzeugungsgrund, nämlich der Caussalität durch Zwecke, für die Möglichkeit eines solchen Products überhoben seyn; und schlechterdings kann keine menschliche Vernunft (auch keine endliche, die der Qualität nach der unsrigen ähnlich wäre, sie aber dem Grade nach noch so sehr überstiege) die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus bloß mechanischen Ursachen hoffen. Denn wenn die teleologische Verknüpfung der Ursachen und Wirkungen zur Möglichkeit eines solchen Gegenstandes für die Urtheilskraft ganz unentbehrlich ist, selbst um diese nur am

> Leitfaden der Erfahrung zu studiren; wenn für äußere Gegenstände, als Erscheinungen, ein sich auf Zwecke beziehender hinreichender Grund gar nicht angetroffen werden kann, sondern dieser, der auch in der Natur liegt, doch nur im übersinnlichen Substrat derselben gesucht werden muß, von welchem uns aber alle mögliche Einsicht abgeschnitten ist: so ist es uns schlechterdings unmöglich, aus der Natur selbst hergenommene Erklärungsgründe für Zweckverbindungen zu schöpfen, und es ist nach der Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnisvermögens nothwendig, den obersten Grund dazu in einem ursprünglichen Verstande als Weltursache zu suchen.' [Werke V, S. 409 f.]" (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 275)

Also Kant sagt, nach Schelling zitiert, aus dem vorhandenen Sein lassen sich so ohne weiteres keine Rückschlüsse auf Sinn und Zweck der Schöpfung oder auf dieselbe überhaupt ziehen. Es befremdet in diesem Zusammenhang, daß Einstein und seine

mathematischen Freunde im vermeintlichen Überschwang sich weiter tragen lasen. Indem sie Zeit, Alter – und wer weiß schon – gar den Tod in Frage stellen.

Alter und Tod sind, soweit uns bekannt, natürlich, also durch biologische und durch gesellschaftliche Umstände bedingt. Ob wir das rechnerisch ändern können, indem wir Einstein-mäßig möglichst unverständliche Formeln zu Papier niederbringen? Wobei wir uns vorsichtshalber auch noch ein Hintertürchen offenhalten, indem wir etwa das Zwillingsparadoxon nur bei Geschwindigkeiten in der Nähe der des Lichtes gelten lassen. Nicht wahr, damit wird schlauerweise ausgeschlossen, daß wir etwa im schnell fahrenden Auto oder Flugzeug unseren angeblichen Verjüngungsprozeß per Stoppuhr vermessen könnten.

Zur Erinnerung: Albert Einstein ist 1955 gestorben.

Nähern wir uns Gott, indem wir Raum und Zeit durcheinanderwürfeln? Oder ist Gott nur des Gefühls und der Einbildungskraft?

> „Aber alle Wissenschaft hat wirkliche Erkenntnis zum Zweck: wie könnte die Philosophie sich deren begeben? Als Philosophie, wird sie den Forderungen der Menschheit an sie widerstehen können? Wird sie sagen: Gott sei nur das Geschöpf des Gefühls und der Einbildungskraft? … Oder wird man die andere Auskunft besser finden, daß der wirkliche Gott sein einziges Leben nur in der Entwicklung des menschlichen Geistes habe?“ (Schelling: Offenbarung, S. 153)

Gott kommt in uns, also zuerst in Hegel, zu sich, sagt Hegel. Welt und Mensch gehören zum Entwicklungs- und Erkenntnisprozeß Gottes. Dafür sind Welt und Mensch da, in denselben erkennt sich Gott. Das erscheint natürlich sinnvoll, wenn wir Gott und Welt verknüpfen (und wenn wir zumindest Letzeres nicht als sinnlos betrachten).

Auf der anderen Seite der bei Schelling zitierte Satz: ist Gott nur ein Produkt von Einbildung und Gefühl? Was die „Einbildung“ betrifft, man macht sich Gott, den es demnach nicht gäbe, vor, aus welchen

Gründen auch immer. Man bedenke aber hier ein weiteres Mal ganz einfach: das Sein (in seinen vielfältigen Formen) ist. Von Nichts kommt es nicht. Also kann es nur von einer „höheren Instanz“, welche wir Gott zu nennen pflegen, kommen.

Interessant, ja regelrecht greifbar wird es, wenn wir uns – ausgerechnet! – auf das Gefühl beziehen. Ich will gesund sein. Ich flehe zu Gott. Und gesunde. Woran liegt das? Hört Gott auf mich? Ja, in irgend einer Weise. Hört mein Körper auf mich? Ja, zweifellos, man sieht ja, per Gesundheit. Aber woran liegt das nun wieder, daß ich gesunde? Da ist also eine Kraft, Größe oder Instanz, welche dies (Gesundheit) bewirke. Welche ist das?

Ist mein Unterbewußtsein verantwortlich (welches meine Sprüche oder Gebete aufnimmt und umsetzt)? Aber was ist das nun wieder, das persönliche Unterbewußte in moderner Bezeichnung? Die Antwort darauf lautet, und das, bitteschön, ist ganz eindeutig (wiewohl heute vergessen oder verdrängt): da ist etwas eigenständig (!) Handelndes in uns, etwas Aktives demnach, etwas, das also selbständig, mithin unab-

hängig (!) von unserem schnöden Ich ist. Es war immer schon in uns, auch in früheren Zeiten, da man dies, was wir heute verschmähen, längst erkannte. Daimon, Genius oder Seele heißt (hieß) diese eigenständige, unabhängige, handelnde Kraft in uns, unser bester Freund und Helfer.

Da ist nachweislich (!) etwas in uns, unser bloßes anmaßendes Ich übersteigend. Ob wir das (die Seele also) denn nicht als Gott zugehörig bezeichnen sollten? Wir leben heute in materiell maßlos ausufernden Zeiten. Selbst die Vorstellung von unserer Seele ist verschwunden. Dabei, und dies ist unbedingt zu bedenken, vermögen wir – seelischerseits, unterbewußterweise – durch positives Denken ganz wesentlich zu unserer Gesundheit beizutragen.

Nicht wahr, das wirkt seltsam. Wir können folglich Gott bemühen, uns gesund zu erhalten. Und was geschieht? „Er“ ist gehorsam und folgt ausgerechnet unseren Wünschen (wenngleich in seiner Zeit und auf seine Weise). Diesen Vorgang (insbesondere die Anwendung der kurzen positiven Couè’schen Sprüche) muß man einmal ausprobiert haben, in kleiner oder größerer

ungemütlicher Lage und Verfassung. Und was stellt man dann fest: unvorstellbar, aber es funktioniert wirklich!

Wer würde uns dann noch ernstlich davon abraten oder abhalten wollen, wenn wir in unmittelbarer Schlußfolgerung aus dieser Tatsache demnach Gott oder doch zu allermindest einen Teilaspekt Gottes in uns vermuten? Denn, wie auch zitierterweise gesagt, Gott ist immer und überall, und so ist er auch in jeder und jedem von uns drinnen.

Gott gibt es. Gott ist ewig, unsterblich. Das übersteigt unser Begreifen. Das Sein ist und war immer. Die Welt kommt nicht aus dem Nichts, sondern sie kommt von Gott her. Denn alleine die Vorstellung, daß Gott die Welt aus dem Nichts geschöpft habe, unterstellt doch, daß es kein Nichts gab, sondern – sofern man unsinnigerweise überhaupt vom Nichts ausgeht –, daß es gewissermaßen neben dem (unsinnigen) Nichts ja immer zugleich auch Gott gab. Es gab also kein Nichts, aber Gott gab und gibt es immer, und es wird ihn immer geben.

Im Ergebnis sehen wir also, es gibt keinen Anfang und kein Ende, welch beide ja

bloß aus dem falschen linearen (geradlinigen) Denken entspringen:

> „Als Albert Einstein 1915/16 ein völlig neues Bild des Kosmos zeichnete, das im vorzüglichen Einklang mit den physikalischen Gesetzen war, klingelten im Vatikan die Alarmglocken. Wagte es doch ‘ausgerechnet ein Jude’, die biblische Schöpfungsgeschichte wissenschaftlich zu widerlegen. ‘Einsteins Universum’ hat weder einen zeitlichen Anfang noch ein zeitliches Ende. Somit war der Schöpfungsprozeß eine hinfällige Option. Aus kirchlicher Sicht war das Blasphemie! Für Einstein stand es allerdings ob seiner wissenschaftlich fundierten Erkenntnisse und Berechnungen völlig außer Frage, daß das Universum eine fest definierte Ausdehnung hat, sphärisch gekrümmt ist (wie eine Kugel) und in seiner festen Ausdehnung seit jeher besteht, also ohne einen biblischen Schöpfungsakt seit immer existiert und immer existieren wird.“ (Poth, S. 279)

Wozu aber die Frage zu ergänzen wäre, hat sich das seinsmäßige Universum an den eigenen Haaren aus dem Sumpfe gezogen? Nein, niemand schafft oder schöpft sich selber. Wir dürfen also insofern dahinter gerne Gott vermuten. Eine Größe, sie ist uns so nahe (sogar in uns drinnen), und zugleich ist sie infolge ihrer zwangsläufigen Unsterblichkeit so grenzüberschreitend und unverständlich.



Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

ZAUBEREI UND MAGIE (PERTY 40) Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks.“

Zum Autor:

> „Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Magie und Zauberei, also unheimliche, schreckliche und verbotene Dinge. Gibt es dieselben heute nicht mehr, oder hat man bloß den Glauben an sie verloren? Zunächst einmal, im Alten Rom waren selbst die großen und berühmten Köpfe bis zu einem gewissen Grade mit solchen Praktiken behaftet:

> „Soldan, Geschichte der Hexenprocesse … führt an, ‘daß selbst die trefflichsten Köpfe Roms sich nicht über den Glauben an magische Dinge vollkommen zu erheben vermochten’, und nennt dann Cato Censorius, Sulla, Varro, Julius Cäsar, Vespasian. – Sie waren aber ganz im Rechte, wenn sie an das Thatsächliche und Wohlbegründete glaubten.“ (Perty, S. 345, Fußnote)

Also, die „großen“ Römer konnten sich den unheimlichen, unerklärlichen Dingen nicht entziehen, auch wenn sie sich in ihren konkreten Handlungen auf die reale Praxis stützten.

„An die eben berührten Wahrheiten [magischen Wirkens] haben die Völker aller

Zeiten geglaubt; auf sie gründet sich alle Magie und Zauberei. Der wesentlichste Irrthum war hiebei fortwährend, daß man, die Tiefe des menschlichen Geistes und sein Wurzeln im geodämonischen Princip [Ge = Gaia = Erde], so wie dessen Existenz und Beschaffenheit nicht kennend, Magie und Zauberei durch den Beistand einer Götter-, Engel- und Dämonenwelt zu Stande kommen ließ…“ (Perty, S. 345)

Es erscheint nicht unbedingt sinnvoll, „die Tiefe des menschlichen Geistes“ von der „Götterwelt“ zu trennen. Wir alle verfügen über ein mächtiges persönliches Unterbewußtsein. Dieses ist selbständig, unabhängig, aktiv, tätig (der größte Schatz in uns, unser bester Freund und Helfer)! Wer sollte uns also daran hindern, zu bemerken: Gott ist (unterbewußt) aktiv in uns drinnen!

Worum handelt es sich bei so unerklärlichen Dingen, wie sie von der Magie beschrieben werden?

> „Magier, vom indischen mah groß, persischen mih stammend, heißt so viel als ein Großer, persisch mugh. Die persi-

> schen Magier waren die Weisen des Landes und nach dem Zeugniß der Griechen im Besitz bedeutender philosophischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Die Magie strebte nach der tiefern Erkenntnis der Natur und Geisterwelt und der in ihnen wirkenden lebendigen Kräfte, so wie der Wechselwirkung und des Zusammenhanges derselben, um die Erkenntnis dann zu praktischen Zwecken anzuwenden, welche in letzter Instanz auf Beherrschung der Natur und Geisterwelt, ja des Schicksals selbst gerichtet war.“ (Perty, S. 346)

Magie ist demnach also eine edle, zugleich praktische Angelegenheit in Sachen umfassender Welterkenntnis, welche man sich demnach gewiß zunutze machen wird. Wie steht es da mit der Zauberei?

> „Zauberei hingegen wird vornehmlich jene praktische Richtung der Magie genannt, welche selbstsüchtige Zwecke zum Schaden Anderer zu fördern sucht. Der Glaube an Zauberei ist bei allen

> Rassen und Völkern vorhanden und hat bei den Christen und den Heiden die größte Aehnlichkeit. Beim heidnischen Zauberglauben kommt es meist darauf an, sich irgend eine Gottheit guter oder böser Art eigen zu machen und durch diese Andere zu unterwerfen; im christlichen Zauberglauben spielt das Bündniß mit dem Teufel oder mit Dämonen eine Hauptrolle; man übergibt dem Satan seine Seele und Seligkeit für Dienste aller Art, die er eine vertragsmäßige Reihe von Jahren leisten muß. … Die alte Welt war noch viel mehr als die neue in Furcht vor dem Schicksal, vor geheimen übersinnlichen Gewalten, vor Verzauberung befangen, gegen deren Wirkung sich die Griechen und Römer durch ihre … Amuleta zu schützen suchten, die aus früher orientalischer Zeit stammend sich bis in die Gegenwart erhalten haben.“ (Perty, S. 346)

Ich erinnere einmal mehr an Schopenhauer: es gibt keinen Zufall, sagt er, wir verstehen bloß die Zusammenhänge nicht (in welchen wir uns befinden). Will sagen: das Schicksal

lenkt uns (ganz ohne unsere Kenntnis) gewissermaßen im Großen auf den geeigneten Bahnen. Die (alten) Völker früher, das darf man in mancher Hinsicht jedenfalls gerne vermuten, sie wußten es besser; indes, ob ein Talisman das geeignete Mittel ist, gegen jedweden Einfluß zu wirken, ist auch wieder die Frage.

> „Die zauberischen Handlungen wechseln nach den Zeiten und den Völkern, haben aber wesentlich dieselben Zwecke, mögen auch die hiebei gebrauchten Apparate noch so verschieden sein: diese sind stets nur das Vehikel der magischen Kräfte des Menschen. Wie zauberische Wirkung, eine Art Intoxikation [Vergiftung], beim aktiven Subjekt nur in einer Art Ekstase möglich ist, so setzt sie beim passiven Subjekt besondere Empfänglichkeit voraus: der Schwache, Unklare, Aengstliche wird ihr leichter erliegen.“ (Perty, S. 347)

Jedes Mittel ist „stets nur das Vehikel der magischen Kräfte des Menschen“. So ist es zweifellos. Es handelt sich also um seeli-

sche Vergiftung. Dagegen muß man sich folglich auf entsprechende, demnach seelische Weise wehren.

> „Schindler … sagt: ‘Der Zaubertisch des Derwisches, die Zaubertrommel des Schamanen, der Medicinsack des Amerikaners, der Ring der Hekate, die Wünschelruthe und der Zauberstab des Magiers haben e i n e Rolle; Spruch und Amulet, Wachsbild und Mumie, Kraut und Stein, Knoten und Philtrum [Liebeszauber], Rauchwerk und Salbe werden die Träger des magischen Willens und die Beiwerke eines Willens, dessen Wesen man in sie verlegte.’ Als Zaubermittel … dienten giftige oder für giftig gehaltene Substanzen; damit wurden Amulete gefüllt, Flüssigkeiten, Salben bereitet. Gift und Blut von Kröten und Schlangen, Spinnen, Fledermausblut, allerhand meist narkotische oder scharfe Pflanzenstoffe. Solche Substanzen wurden den Betreffenden beigebracht oder an gewissen Orten, z. B. unter der Thürschwelle vergraben. Ferner gehören hieher Einathmung von Dämpfen,

> Zaubertrank, Zaubersalbe, Anblasen, Manipuliren, Tanz. Wierns … berichtet, daß wenn der Zauberkreis gezogen sei, der Neophyt [Neugetaufter] unaufhörlich von Ost nach West in ihm herumgehen müsse, bis er von Schwindel ergriffen niederstürze und hellsehend werde. Die Ekstase würde also hier durch Kreisbewegung, wie bei den tanzenden Derwischen und Schamanen und bei manchen Indianern Nordamerika's, erzeugt, welche mit einem Strick um den Hals sich um einen Stock herumwirbeln. In allen Fällen wird Verderben oder Heilung beabsichtigt und ist immer der magische Wille das Wirkende.“ (Perty, S. 347)

Also, da gibt es die weiße und die schwarze Magie. Die weiße ist jene, die man zum eigenen Selbstschutz anwenden darf.

> „Von der weißen Magie schreibt Horst …, daß die Natur in ihrer Totalität und Göttlichkeit ihr Gegenstand sei. Trotz aller Verirrungen und Phantasiespiele liege der Astrologia judiciaria, dem Na-

> tivitätsstellen etc. in der Idee etwas Wahres zu Grunde, indem die ganze Welt ein Organismus ist. In der weißen Magie kommt Alles darauf an, den Sinn der Natur und die Bedeutung all ihrer Wesen zu erkennen, das Wirkliche und Lebendige zu begreifen, um so das Ganze zu überschauen und beherrschen zu lernen.“ (Perty, S. 348)

Man greift also per weißer Magie auf die Natur zurück, die in ihrer Gesamtheit nicht anders als göttlich sein kann; zudem ist ja die ganze Welt ein einziger Organismus.

> „Die theurgische Magie [Wundertun mit Gottes Hilfe] nimmt außerdem auch noch zu Geisterwirkungen ihre Zuflucht. … Das wesentliche Vinkulum [Band] der theurgischen Magie wird aus der Intellektualwelt genommen und besteht in Gebeten und Gebetsformeln, in bekannten und geheimen Namen Gottes.“ (Perty, S. 348)

Religion kommt bekanntlich von „religere“ her, das heißt „verbinden“, und zwar mit

Gott. Einmal mehr, sie sagen heute, zu Anfang der Welt sei das Nichts explodiert. Das ist vollständig absurd. Wie immer auch die Welt zustande gekommen sei, sie läßt sich nur auf Gott begründen. Denn, das Sein (also die Welt) ist, da sie nicht von Nichts kommt, so ist das Sein immer. Es gibt also ein unser Vorstellungsvermögen übersteigendes immerwährendes Sein, welches wir Gott zu nennen pflegen.

Dies ist ein richtiger, alter, uralter Gedanke. Und wenn es denn Gott gibt (und es gibt ihn!), dann kann man sich per Gebeten oder heutzutage vielleicht am ehesten per Coué'scher Sprüche (sehr zu empfehlen!) an Gott wenden (ihn anrufen, algriechisch sogar „zwingen"). Und in der Tat, „er" erfüllt unsere Wünsche nach Gesundheit, falls den Umständen nach möglich.

Ich empfehle dringendst, Emile Coués Buch „Autosuggestion" (heißt: Selbstbeeinflussung) zu lesen (auf Deutsch, bei Jopp-Oesch erschienen). Wenn man denn per Theurgie (= „Götterzwang", altgriech.) ein kleines oder großes gesundheitliches „Wunder" erlebt, fällt es einem wie Schuppen von den Augen. Und man begreift, wie

eng und beschränkt doch die heutige, sich so fortschrittliche dünkende Welt in dieser Hinsicht ist.

> „Magisch-theurgische Bindungsmittel sind der Mensch selbst, dessen Leib aus der Quintessenz [das Wesentliche einer Sache] des Weltstoffes gebildet ist, dann die Thiere, Pflanzen, Mineralien, Ringe, Siegel, Amulette, Räucherungen, Bäder u.s.w. (So betrachtet hat die Sache noch einigen Verstand; geht man aber ins Einzelne, so kommt die Narrheit zum Vorschein, wie wenn z. B. das Blut einer weißen Taube ein besonderes spirituelles Vinkulum [Band] sein soll, oder die ‘weiße Otter’ in der Hexerei und Schatzgräberei eine große Rolle spielt, oder bei der Mandragora [Nachtschattengewächs] und Springwurzel, die alle Riegel und Thüren zur Schatzkammer des Königs Bruktorix, des Harzgeistes, öffnet, beim Kraut Ospris, Aglaophtis und Hypericon. Von diesem letztern, Hypericum perforatum L., werden Wunderdinge erzählt; es hat sich sogar noch in Kerner’s Schriften erhalten als

> ein die bösen Geister bannendes Kraut. Es knüpfen sich überhaupt an die verschiedensten Pflanzen, Thiere, Steine viele abergläubische Vorstellungen der Völker. Der Hollunder, Sambucus nigra, soll von der gespenstischen Holle den Namen haben und das Todtenreich, die Hölle von Holle und der nordischen Hela. Sowohl Germanen als Slaven legen dem Hollunder eine unterweltliche Bedeutung bei, daher er so häufig auf Kirchhöfe gepflanzt wird.)“ (Perty, S. 348 f)

Also, abgesehen von den hier zitierten abwegigen Vorstellungen, es gilt: Verbindungsmittel zu Gott ist der Mensch selbst. In der Tat und fürwahr! Und abermals dies: Gott ist demnach nicht so fern, wie wir wähnen (etwa hoch über den Wolken, und noch weiter), sondern „er“ ist viel näher, als wir gemeinhin denken, „er“ ist nämlich (unterbewußt) in uns!